



**Schönberger
Hefte
2-3/94**

SCHÖNBERGER HEFTE

Laufende Nr. der Heftreihe 90-91/24. Jahrgang

ISSN 0170 – 6128

2-3/1994

Herausgeber: Religionspädagogisches Amt und Religionspädagogisches
Studienzentrum der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau

Redaktion: Gerhard Brockmann und Hans Heller

Zuschriften an: Religionspädagogisches Studienzentrum der EKHN
Im Brühl 30, 61476 Kronberg/Ts.
Telefon 061 73/9265-0 · Telefax 061 73/9265-190

Inhalt:	Günter Göbler †: „Ich habe immer versucht, Räume freizumachen“, Erinnerungsstücke im Gespräch mit Gerhard Brockmann und Ernst-August Küchler	2
	Manfred Kopp: „Gemeinsam lehren und lernen“ – Zur Konkretion des Rahmenlehrplans Ev. Religion in Berufsschulen	9
	Manfred Kopp: Wie wirklich ist die Wirklichkeit? – Anregungen und Materialien für eine Unterrichtseinheit	11
	Karl Dienst: „Die Lehrer werden mit viel Segen geschmückt“	23
	Monika Machold: Schule kann auch anders sein, dargestellt an einem Besuch der Boutcher School in London	26
	Gerd Brendel: „Miteinander leben – Behinderte Menschen unter uns“ – Eine Unterrichtseinheit in einer 4. Klasse	29
	Rüdiger Mack: EIRENE: Friedensdienst für Jedermann/Jedefrau	49
	Rolf Jaene: Ninive 1983	51

Anschriften der Autoren/ Autorinnen dieses Heftes:	Manfred Kopp, RPZ der EKHN, Im Brühl 30, 61476 Kronberg Karl Dienst, Pfungstädter Straße 78, 64297 Darmstadt Monika Machold, Liebigstraße 4, 35410 Hungen Gerd Brendel, Lindenring 37, 60431 Frankfurt am Main Rüdiger Mack, Richard-Wagner-Straße 22, 35321 Laubach Rolf Jaene, Am Sonnenhang 22, 34212 Melsungen
---	---

Die Schönberger Hefte erscheinen vierteljährlich in der Spener Verlagsbuchhandlung GmbH,
Postfach 100747, 60007 Frankfurt am Main

Einzelheft: DM 3,- (zuzüglich Versandkosten)

Abonnement: DM 9,- (zuzüglich Versandkosten)

Materialien: DM 0,25 pro Stück (zuzüglich Versandkosten)

Neubestellungen und Adressenänderungen bitte dem Verlag mitteilen

Gesamtherstellung: Buchdruckerei Kühn KG, Darmstädter Straße 26, 63225 Langen



Unerwartet
für uns alle ist
Oberkirchenrat

Günther Göbler

an seinem letzten
Arbeitstag,
dem 8. Juli 1994,
verstorben.

Wir hatten für dieses Heft – aus Anlaß seines bevorstehenden Ruhestandes – ein Interview mit ihm vorbereitet, das er nicht mehr überarbeiten und ergänzen konnte.

Wir veröffentlichen das Gespräch mit ihm in seiner fragmentarischen Form, weil wir meinen, daß Günther Göblers Sichtweise von Religionsunterricht und Kirche auch so in prägnanter Weise durchscheint und seine Vorstellungen und Ratschläge uns so in Erinnerung bleiben.

Günther Göbler hat die „Schönberger Hefte“ von den Anfängen an geprägt, begleitet und gefördert. Dafür schulden wir ihm großen Dank.

Wir sind über den Tod unseres Kollegen, Förderers und Freundes betroffen und traurig.

Für die Herausgeber

ERNST-AUGUST KÜCHLER

Für die Redaktion

GERHARD BROCKMANN

„Ich habe immer versucht, Räume freizumachen“

Erinnerungsstücke von Oberkirchenrat Günter Göbler
im Gespräch mit Gerhard Brockmann und Ernst-August Küchler

Aus den Anfängen als Katechetischer Studienleiter oder: Fortbildung vor Ort

Günter Göbler, 1969 bist Du als Oberkirchenrat in das Schulreferat berufen worden. Sind Dir die aktuellen Probleme des Religionsunterrichts, seine Versorgung damals und die Kontakte zu staatlichen Stellen noch in Erinnerung? Wie war das bei Deinem Dienstantritt?

Ich bin von der Synode der EKHN im Herbst 1968 zum Oberkirchenrat im Schulreferat berufen worden, ich war aber vorher schon tätig als Kirchenrat, da ich bereits 1967 in Vertretung für den erkrankten Oberkirchenrat Nüchtern in das Schulreferat entsandt worden war. Der Religionsunterricht in diesen Jahren war und galt als gesichert. Er wurde vornehmlich von Religionslehrerinnen und Religionslehrern erteilt. Defizite waren sicher schon erkennbar, aber noch nicht wirklich relevant. Die Konzeption des damaligen Religionsunterrichts war weitgehend geprägt von der Konzeption der Evangelischen Unterweisung.

Welchen Kontakt zu den staatlichen Stellen hast Du angetroffen?

Punktuelle Kontakte zu den staatlichen Stellen waren vorhanden. Ausgeprägte Formen institutionalisierter Zusammenarbeit waren damals nicht zu erkennen.

Nach Darmstadt kamest Du als katechetischer Studienleiter, wie es damals hieß. Heute heißen die Kolleginnen und Kollegen religionspädagogische Studienleiter. Das scheint auf einen Umdeutungsprozeß der Arbeit hinzuweisen.

Ja. Das Wort katechetischer Studienleiter zeigt an, daß das Verständnis von Religionsunterricht sehr nahe angesiedelt ist bei der gesamten Katechese der Kirchengemeinde. Die Entwicklung im Lande ist darauf hinausgelaufen, in Abgrenzung von dieser Konzeption Religionspädago-

gik ins Auge zu fassen, was sich dann auch in der Namensgebung der Studienleiter ausgedrückt hat.

Als Studienleiter kamst Du aus der Fortbildung. Wie war sie damals organisiert?

Damals gab es noch kein Religionspädagogisches Studienzentrum. Die Fortbildung oblag den einzelnen Studienleitern in der Region und erfolgte im großen und ganzen in der Form der Dekanatsarbeitsgemeinschaft, in der Lehrer/innen und Pfarrer/innen zusammen arbeiteten. Die Intensität war von Dekanat zu Dekanat verschieden. Hier muß man wissen, daß die nassauischen Dekanate im Blick auf die Dekanatsarbeitsgemeinschaften eine ausgeprägtere Tradition hatten als die übrigen hessischen Dekanate, so daß es im Kirchengebiet unterschiedliche Aktivitäten und Verhältnisse gegeben hat.

Man orientierte sich – soweit ich das beurteilen kann – an den Lehrplanvorgaben, die wiederum die Konzeption der Evangelischen Unterweisung widerspiegeln. Die Dekanatsarbeitsgemeinschaften verstanden sich als eine Zusammenkunft aller Religionslehrerinnen und Religionslehrer und Pfarrerinnen und Pfarrer im Rahmen einer bestimmten Geschwisterlichkeit. Differenzierte Fortbildungen im Blick auf Schulformen und Schulstufen gab es nicht. Das alles läßt sich letztlich nur begreifen auf dem Hintergrund der Schulorganisation der damaligen Zeit. Es gab noch Volksschulen, es gab dann die weiterführenden Schulen, es gab aber keine ausdifferenzierten Grund- und Hauptschulen, und die Lehrer und Pfarrer verstanden sich eben als Vertreter der Kirche, weniger des Faches im Unterricht der Schule.

Könntest Du vielleicht noch einmal die Fortbildungssituation damals mit der heute vergleichen?

Wenn ich an damals denke, muß ich feststellen, daß die Fortbildung von der Themenstellung her eine gewisse Zufälligkeit hatte, da die Themen sich aus den Wünschen der Teilnehmer der Arbeitsgemeinschaft oder der Intention des Studienleiters ergaben. Eine wirklich intentionale und auf längere Sicht vorgeplante Fortbildung gab es damals – soweit ich das beurteilen kann – nicht.

Das Religionspädagogische Studienzentrum oder: Lenkung mit sanfter Hand

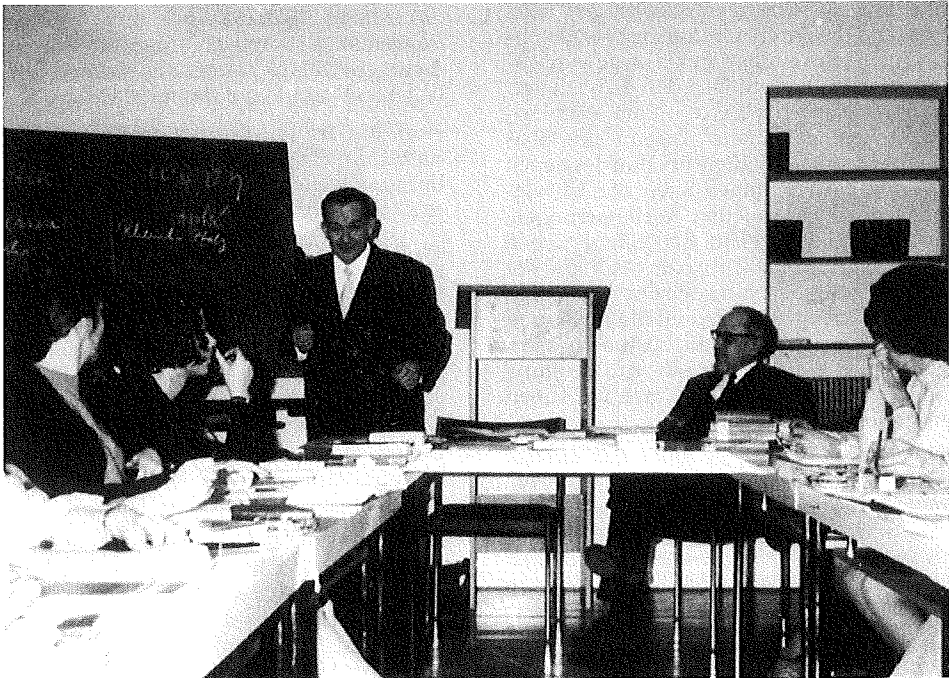
Du hast eben das Studienzentrum erwähnt. Gleich nach Deinem Dienstantritt als Schulreferent wurde ja das RPZ gegründet. Wie war das eigentlich, wie kam es zu dem Namen, was waren seine ersten Aufträge und welche Arbeitsbedingungen – räumlich und personell – gab es damals?

Das ist ein weites Feld. Als ich meinen Dienst 1967 vertretungsweise in Darmstadt antrat, fiel in meine Verantwortlichkeit auch das Studienzentrum in Schönberg, das sich damals im Bau befand. Ich muß mich korrigieren: Ursprünglich war das heutige Studienzentrum geplant als 7. Katechetisches Amt, in dem die überre-

gionalen Probleme gesammelt, diskutiert und für die Allgemeinheit nutzbar gemacht werden sollten. Neben der religionspädagogischen Fortbildung war daran gedacht, das entstehende Haus zur Hälfte der Arbeit des Männerwerkes zur Verfügung zu stellen, was zur Folge hatte, daß sich in den ersten Monaten erhebliche Probleme hinsichtlich der Belegung und der Übereinkünfte zwischen den beiden Partnern ergaben. Die Diskussion über die Bedeutung und die Aufgaben des Hauses gingen weiter und es wurde daran gedacht, das Amt für Mission und Ökumene in das 7. Katechetische Amt aufzunehmen, und von daher ergab sich auch die Auswahl des ersten Leiters des Hauses, Herrn Schweickert, der als fachkundiger Pfarrer im Blick auf Mission und Ökumene deshalb nach Schönberg berufen worden ist.

Du bist einer der Gründer, ein Förderer und freundschaftlicher Begleiter des RPZ und seiner Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter über mehr als 25 Jahre gewesen. Gibt es für Dich besondere Weggenossen?

Ja, besondere Weggenossen waren alle Leiter des Institutes, die Dozenten, mit denen ich, soweit ich konnte, eng zusammen-



gearbeitet habe. Die Entwicklung des Hauses im Blick auf alle Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter hat mir immer sehr am Herzen gelegen. Insofern kann man sagen, daß ich ein Förderer und geneigter Zeitgenosse des Hauses gewesen bin und noch bin.

Erinnerst Du Dich im Rückblick an richtungweisende Einschnitte für das RPZ, an Akzentuierungen oder qualitative Veränderungen?

Ja, solche Veränderungen hängen ja immer auch mit Personen zusammen. Eine wichtige Veränderung und ein wichtiger Impuls für die gesamte Arbeit kam mit dem Dienstantritt von Herrn Caspary im Religionspädagogischen Studienzentrum. In Herrn Caspary hatten wir einen jungen Pfarrer gefunden, der mit religionspädagogischen Vorstellungen – was Fortbildung angeht – ausgestattet war und der begierig war, diese Dinge in Schönberg umzusetzen. Dies hatte zur Folge, daß er sich „hoch einkaufte“, denn er machte sein Kommen nach Schönberg davon abhängig, daß ein neues Tagungshaus gebaut würde. Ehrlich gesagt, ist mir das Herz damals bei diesem Ansinnen in den Schoß gefallen. Im nachhinein muß ich sagen, er hat seine Forderungen durchsetzen können, und die Kirchenleitung war weitsichtig genug, die Dinge damals im gewünschten Sinne zu beschließen. Mit dem Dienstantritt des neuen Leiters kam auch zugleich der personelle Ausbau des Studienzentrums. Parallel zum Bau des neuen Tagungshauses gingen auch die Überlegungen zu personellen Verbesserungen, und am Ende sind in Schönberg sieben Dozenten und ein Direktor etabliert, die für die religionspädagogische Fort- und Weiterbildung für den Religions- und Konfirmandenunterricht zuständig sind. Eine erhebliche finanzielle Anstrengung der EKHN im Blick auf diesen wichtigen kirchlichen Arbeitsbereich.

Nun war das RPZ ja nicht das einzige Haus, das in solcher Weise ausgebaut worden ist. Es hat ja große Aktivitäten auch in den anderen Kirchen gegeben. Was war denn die innere Notwendigkeit dafür, daß diese Religionspädagogischen Institute in dieser Zeit so wichtig wurden?

Dies hängt zusammen mit dem allgemeinen Entwicklungstrend in der Gesell-

schaft. Seit der 68er Generation ist deutlich geworden, daß die alten Strukturen fragwürdig geworden sind und daß ein Abänderungsprozeß begonnen hat. Und wenn Kirche auch in der Zukunft wirksam bleiben will, mußte dafür gesorgt werden, daß die notwendigen Einrichtungen geschaffen wurden, um die Pläne umzusetzen.

Hieß das nun gleichzeitig auch, daß Du die Arbeit inhaltlich bestimmen wolltest.

Nein, das wollte ich nicht, und das habe ich auch nie getan. Ich war immer der Meinung, den Dozenten und neuerdings auch Dozentinnen freie Hand zu lassen in ihrem Aufgabenbereich. Der Koordinator und der Verantwortliche im Hause ist der Direktor nach meiner Ansicht der Dinge. Als Schulreferent habe ich es nie für notwendig gehalten, die Geschicke des Studienzentrums im engeren Sinne zu lenken und zu leiten, denn meine Aufgaben als Schulreferent waren ja im wesentlichen neben der Verantwortung für den Religionsunterricht die Kontakte zu den staatlichen Stellen. Die Rahmenbedingungen für diese Dinge konnten dann im Blick auf die Fortbildung im Studienzentrum geschaffen werden, und dafür haben wir ja qualifizierte Kräfte eingestellt, die – dafür habe ich damals gekämpft – besoldungsmäßig alle gleich eingestuft waren, damit ein Kampf unter „ungleichen“ Kollegen erst gar nicht aufkommen konnte.

Auffällig ist ja, daß als RPZ-Dozenten nicht nur Pfarrer gearbeitet haben, sondern auch ehemalige Religionslehrer. Hat das eine besondere Bedeutung für Dich?

Ja, ich war der Meinung, und bin es auch heute noch, daß in der Lehrerfortbildung Menschen tätig sein müssen, die selber Lehrer waren oder sind, um den gleichen „Stallgeruch“ zu haben, um mit dem Gegenüber der Fortzubildenden sich besser zu verstehen, damit das alte Dilemma von vornherein vermieden wird: Kirche gegen Lehrerschaft. Ich hoffe, daß dies auch in Zukunft so bleibt. Kirche darf sich nicht nur als Pastorenkirche darstellen.

Du hast eben das Wort Zukunft schon angesprochen. Könntest Du das Unaufgebare des RPZ als Fortbildungsstätte für Religionslehrerinnen und Religionslehrer, aber auch Pfarrerinnen und Pfarrer, beschreiben?

Es ist m. E. unaufgebar und für das Studienzentrum zwingend notwendig, sich als eine kirchliche Einrichtung auszuweisen, zu verstehen und auch in der Öffentlichkeit sichtbar zu werden. Ein Institut der Kirche, in dem auf dem Handlungsfeld der Religionspädagogik deutlich gemacht werden muß, „was Christum treibt“. Das ist unaufgebar.

Die SCHÖNBERGER HEFTE oder: Verbundenheit mit der Praxis

Die Schönberger Hefte haben Dir immer sehr am Herzen gelegen und liegen Dir auch noch sehr am Herzen. Du kennst ihre Entwicklung länger als ich, der ich 1977 in den Redaktionsstab aufgenommen wurde. Wie hat das eigentlich begonnen? Was hatet Ihr vor? Wie seid Ihr zu Euren Heften gekommen?

Ausschlaggebend für die Gestaltung der Schönberger Hefte war die Erkenntnis, daß ein sich entwickelndes Institut im religionspädagogischen Bereich sich auch mit einer Schrift darstellen sollte. Zunächst wurden einige Dinge kopiert, auch das Format war zunächst DIN A 4, wurde dann in DIN 5 umgewandelt, weil ein DIN A 5-Heft besser in einen Bücherschrank paßt, so einfach waren die Überlegungen damals. Darüberhinaus haben wir dann die Frage erörtert, welchen Charakter die Schönberger Hefte bekommen sollen. Sollen die Schönberger Hefte eine allgemeine Zeitschrift zum Religionsunterricht sein mit grundsätzlichen Erwägungen und überregionalen Themen, oder sollen die Schönberger Hefte mehr zur Praxis hin orientiert sein. Das religionspädagogische Amt, das inzwischen in der EKHN geschaffen worden war, bestehend aus den sieben Studienleitern, dem religionspädagogischen Studienzentrum und den Schulreferenten, haben sich dafür entschieden, daß die Schönberger Hefte in erster Linie praxisorientiert sein sollen und dann noch einmal differenziert als Hefte mit starker Ausprägung für die einzelnen Schulstufen, Grundstufe und Sekundarstufe I. Vernachlässigt wurde von vornherein die Praxis der Sekundarstufe II.

Aber die Hefte sind dann ja kostenlos verteilt worden. Warum?

Die Entscheidung ging auf die Herbstsynode 1968 zurück, in der der Synode deut-

lich gemacht werden konnte, daß die Religionslehrerinnen und Religionslehrer im Lande mit einer fachorientierten Broschüre vertraut gemacht werden sollten. Diese Broschüre sollte zugleich ein Bindeglied zwischen Religionslehrerschaft und dem religionspädagogischen Studienzentrum sein, zugleich als ein Zeichen der Verbundenheit der Kirche mit ihren Religionslehrerinnen und Religionslehrern. Daher hat die Synode die Ausgabe nicht gescheut, diese Hefte kostenlos abzugeben.

Hat denn die Lehrerschaft solche Hefte überhaupt gebraucht?

Ja. Das Erscheinen der Schönberger Hefte fiel just in eine Zeit, als auf dem Büchermarkt ein Umbruch zu verzeichnen war, in dem altbewährte Bücher keine Nachfrage mehr hatten, neue Bücher in der Entwicklung begriffen waren und darüber hinaus ein festes Curriculum noch nicht vorhanden war. Gerade die Umbruchsituation in der religionspädagogik war die Herausforderung an die Schönberger Hefte.

Nun hat es dann ja bald Lehrpläne gegeben, es sind auch neue Religionsbücher erschienen. Wurden dann die Schönberger Hefte nicht letztlich überflüssig?

Ganz im Gegenteil, in den Schönberger Heften ist bis zum heutigen Tag versucht worden – und ich hoffe, das wird auch in Zukunft so sein – ganz handfeste unterrichtspraktische Themen zu erarbeiten, bewährte Themen aufzugreifen und sie der allgemeinen Religionslehrerschaft zugänglich zu machen. Insofern erfüllen die Schönberger Hefte hier eine Aufgabe, die wünschenswert ist und allen Religionslehrern zugute kommt.

Nachqualifizierung von ReligionslehrerInnen oder: Sorge um den Fortbestand des Religionsunterrichtes

Du hast vorhin davon erzählt, daß die Situation im Hinblick auf den Religionsunterricht bei Deinem Amtseintritt als Oberkirchenrat im Grunde genommen doch vollkommen in Ordnung war. Nun hat sich aber im zunehmenden Maße der Mißstand ergeben, daß immer mehr Religionslehrerinnen und Religionslehrer an den Schulen fehlten. Hier mußte ja nun dringende Abhilfe geschaffen werden. Was ist denn

da für Dich der wichtige Beitrag, den Du zusammen mit dem Staat leisten konntest?

Als deutlich wurde, daß die Zahl der Religionslehrer aus vielerlei Gründen – auch aus Gründen der veränderten Ausbildungssituation an den Universitäten (Zweifach-Lehrer) – rückläufig war und immer stärker rückläufig wurde, galt es, Gegenmaßnahmen zu ergreifen. In enger Kooperation mit dem Kultusministerium ist es dann gelungen, in unserem Studienzentrum Weiterbildungskurse anzubieten, in denen sich bereits beamtete und tätige Lehrer nachträglich nach Besuch eines Lehrgangs und Ablegung einer Prüfung für den Religionsunterricht qualifizieren konnten. Auf diesem Wege ist es uns gelungen, einen größeren Output an Religionslehrern zu erzielen, als es vorübergehend an den Universitäten der Fall war. Wir haben immerhin einige hundert Lehrer durch diese Kurse zusätzlich qualifiziert. Die staatlichen Stellen standen zunächst dem Unternehmen skeptisch gegenüber, aber bereits nach der Abschlußprüfung des ersten Lehrgangs war es im Ministerium klar, daß diese Art der Weiterbildung vom Staat nicht nur unterstützt, sondern in hohem Maße gefördert werden sollte. Und so ist es geblieben bis zum heutigen Tage.

Nun gibt es ja nicht wenige, die sagen, durch diese Form der Weiterbildung würden den jungen Lehrerinnen und Lehrern, die ihr Referendariat abgeleistet haben und nicht eingestellt werden, Arbeitsplätze weggenommen.

Diese Behauptung ist nicht genügend reflektiert. Ich denke, wenn junge Lehrerinnen und Lehrer nicht eingestellt werden können aus völlig anderen Gründen und wir im Fach Religion keine oder zunehmend weniger Fachlehrer haben, dann ist es legitim, daß die Kirche versucht, aus den vorhandenen beamteten Lehrern interessierte Leute zu gewinnen, die sich nachträglich qualifizieren. Das hat auf die Einstellungssituation überhaupt keinen Einfluß, zumal wir ja zugleich bei den staatlichen Stellen massiv dafür eintreten, daß die jungen Lehrerinnen und Lehrer eingestellt werden, weil wir mit dem Output an nachträglich qualifizierten Lehrern den Bedarf nicht decken können.

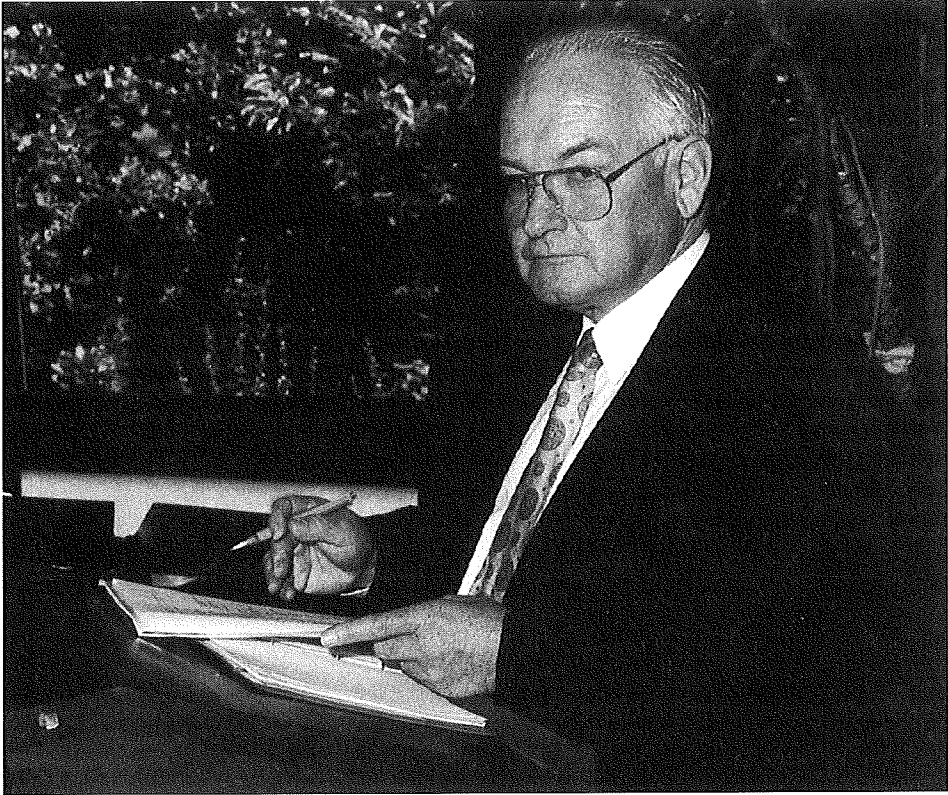
Der Gesamtkirchliche Ausschuß oder: Entscheidungen in vorgegebener Ordnung

Die 70er Jahre waren Jahre des Aufbruchs. Auch und vor allem in der Lehrplanentwicklung. Das Land Hessen hat sich damals besonders weit vorgewagt. Die von den beiden Institutionen RPZ und PTJ erarbeiteten Richtlinien für Evangelischen Religionsunterricht in der Sek. I sind sehr bald zur Erprobung freigegeben, auch von den Kirchen, obwohl sie nicht unumstritten waren. Ist Euch das damals leicht oder schwer gefallen, diesen Rahmenrichtlinien, die ja sehr stark verwechselbar waren mit Lehrplänen des Sozialkundeunterrichts, zuzustimmen?

Verantwortlich für die Genehmigung von Lehrplänen für den Religionsunterricht ist im Bereich der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau der Gesamtkirchliche Ausschuß für den Evangelischen Religionsunterricht. Dieser Ausschuß, zum größten Teil von Lehrerinnen und Lehrern besetzt, zeigte in seiner Zusammensetzung damals die starke Unterschiedlichkeit auch der Lehrerschaft im Blick auf den Religionsunterricht, so daß es bei der Erörterung und Verabschiedung der Lehrplanentwürfe zu erheblichen und hitzigen Diskussionen gekommen ist. Schließlich hat der Ausschuß den Kompromiß gebilligt, daß diese Rahmenrichtlinien zunächst einmal erprobt werden und dann endgültig darüber entschieden wird. Die Zeit der Lehrplanentwicklung in den 70er Jahren war eine angespannte und heiße Zeit im Blick auf den Religionsunterricht.

Nun mußten in der damaligen Zeit ja auch neue Religionsbücher produziert werden, und auch da gab es immer wieder Streit. Welche Rolle hatte der schon angesprochene Gesamtkirchliche Ausschuß in diesem Zusammenhang gespielt? Warum hat man nicht jedes Religionsbuch freigegeben und die Entscheidungen über Einführung oder nicht den Religionslehrerinnen und Religionslehrern und den Fachkonferenzen überlassen?

Das ergibt sich aus der Vereinbarung zwischen dem Land Hessen und den Kirchen im Blick auf die Zulassung von Religionsbüchern. Der Gesamtkirchliche Ausschuß ist das zuständige Organ, das über Zulassung und Ablehnung von Büchern zu



entscheiden hat. Wichtiges Kriterium für die Entscheidungen des GKA ist die Übereinstimmung mit Lehre und Ordnung der Kirche. Diese im evangelischen Raum zu bestimmen, ist nicht ganz einfach. Dennoch konnte man sich nicht dazu durchringen, jedes Buch, wenn es nicht gegen Lehre und Ordnung verstößt, für den Gebrauch im Unterricht frei zu geben, weil in diesen Jahren Bücher entworfen worden waren, die nach Auffassung des Ausschusses am Rande des sittlich Erträglichen gewesen sind.

Wenn Du jetzt im nachhinein zurückblickst, würdest Du dazu neigen, in diesem Angelegenheiten toleranter zu sein?

Ich habe über Jahre hinaus immer wieder den Vorschlag gemacht, die Bücher frei zu geben und dem Markt zu überlassen. Der Markt würde dann schon entscheiden. Aber ich war nur ein Mitglied dieses Ausschusses, und mein Vorschlag ist im Ausschuß nicht gehört worden.

Grenzüberschreitung Richtung England oder: Lernen von anderen

Seit Deiner Zeit als Schulleiter hast Du regelmäßig und unermüdlich und mit großem persönlichen Einsatz Begegnungen zwischen Schülerinnen und Schülern, Lehrerinnen und Lehrern sowie staatlichen und kirchlichen Entscheidungsträgern aus England und Deutschland organisiert und begleitet. Welches waren Deine offenen, welches Deine verborgenen Curricula?

Zunächst möchte ich sagen, daß ich einfach eine Schwäche, ein Faible für England habe. Dies hängt aber damit zusammen, daß ich als junger Schulleiter bereits im Jahr 1964 die erste Schulpartnerschaft mit England anfang und in diesem Jahr auch mit einer Klasse England bereiste. Von diesem Zeitpunkt an bin ich einfach von diesem Land fasziniert. Und dieses hat sich dann fortgesetzt auch in der Zeit, als ich dann nicht mehr im

Staatsdienst war, sondern eben als kirchlicher Vertreter. Wichtig ist und war mir dabei, daß Menschen verschiedener Nationen miteinander in Kontakt kommen, sich verstehen lernen, miteinander sprechen und sich gegenseitig achten, bei aller Verschiedenheit. Institutionell gesprochen, ist es eben wichtig, daß wir heute über den Tellerrand hinausschauen und uns in anderen Ländern Impulse holen für die eigene Arbeit. Und dafür schien mir England besonders geeignet, weil England als ein Land des Commonwealth seit vielen Jahren in einer multikulturellen Gesellschaft lebt, in der man lernen kann, wie man auf den anderen Rücksicht nimmt und den anderen achtet, bei allem Beibehalten der eigenen Konzeptionen. Und dies ist in England ganz besonders ausgeprägt. Vielleicht kommt daher ja auch die Kuriosität manchen Engländer.

Du hast die Situation in England in vielfacher Hinsicht als vorbildlich hingestellt. Gilt das auch für den religionskundlich orientierten Religionsunterricht in England, von dem viele Lehrerinnen und Lehrer bei uns auch angetan sind? Ist dies ein Weg für die Zukunft des Religionsunterrichts in Hessen?

So einfach läßt sich diese Frage nicht beantworten. Was in England gilt an gesetzlichen Regelungen und Vorgaben, läßt sich nicht einfach auf Deutschland übertragen. Solange das Grundgesetz im Blick auf den Religionsunterricht Gültigkeit hat, ist es nicht denkbar, einen überkonfessionellen Religionsunterricht per ordre de mufti in den Schulen einzuführen und zu gestalten. Wir haben gerade im Blick auf den Religionsunterricht unterschiedliche Verhältnisse. Ich weiß natürlich auch, daß wir im Jahre 1994 in einer Gesellschaft in Deutschland leben, die den Vätern des Grundgesetzes nicht vor Augen stand. Wir haben inzwischen Tausende von ausländischen Mitbürgern unter uns wohnen, die wegen unserer Verfassung ein Anrecht haben auf ihren eigenen Religionsunterricht, so daß es zwei Möglichkeiten gäbe: für die anderen Denominationen einen eigenen Religionsunterricht einzuführen oder aber im Blick auf das Zusammenwachsen der ausländischen Mitbürger mit den Einheimischen einen Religionsunterricht zu schaffen, der beide Teile umklammert. Wie

das geschehen kann, weiß ich im Moment nicht. Das wird sicher eine Fülle von Hindernissen geben, die erst überwunden werden müssen. Das, denke ich, ist auch ein Stück zukünftiger Entwicklung, die wir alle nicht voraussehen können.

Religionsunterricht und Kirche oder: Eine Art Bekenntnis

Günter, Du hast ja nicht nur über 25 Jahre unser Studienzentrum begleitet, sondern hast auch seit ca. 30 Jahren als Oberkirchenrat und als Betroffener die rasante und wechselvolle Entwicklung des RU miterlebt und dabei in Zwischenfeld von Schule und Kirche – also gewissermaßen zwischen den Fronten – Entscheidungen treffen müssen. Diesem Erinnerungsfeld wollen wir uns nun im letzten Teil des Gespräches zuwenden.

Die wilden und reformbestimmenden 68er Jahre. Was ist Dir als besonders bestimmend und wichtig aus dieser Zeit in Erinnerung? Wie waren Deine Gefühle damals, was glaubtest Du damals tun zu müssen und tun zu können?

Ich habe damals, wenn man so will, zu den Entwicklungen ein bißchen quer gestanden und immer wieder darauf hingewiesen, daß der Religionsunterricht eine Sache ist, die in hohem Maße mit der Kirche verwoben ist, und habe über lange Jahre – eigentlich bis heute – die Position einer modifizierten Evangelischen Unterweisung hochgehalten. Natürlich mußte ich selbstkritisch einsehen, daß sich viele Dinge verändern mußten, verbessert werden mußten, die allgemeinpädagogische Diskussion aufgenommen werden mußte, Curricula-Entwicklung usw., aber im Grunde meines Herzens war ich ein Anhänger einer engen Verbindung von Kirche und Schule.

Heißt das nun gleichzeitig, daß Du Entwicklungen, die andere für notwendig erachtet haben, behindert hast?

Das habe ich nie getan. Im Gegenteil, ich habe immer Räume frei zu machen versucht, in denen andere Positionen und Konzeptionen ausprobiert werden konnten. Ich habe ja jahrelang auch mitgearbeitet an Lehrplanentwürfen und mich in solchen Diskussionen immer zurückgenommen.

Hast Du das als Kirchenmann getan oder weil das so zu Deiner Person gehört, tolerant zu sein?

Letzteres würde ich sagen.

Seit der Veränderung des Religionsunterrichts in den 70er Jahren kann man im Grunde genommen gar nicht mehr so einfach sagen, was denn nun Religionsunterricht ist. Es gibt sehr unterschiedliche Formen, die nicht immer auf einen gemeinsamen Nenner zu bringen sind. Wo liegen für Dich die Grenzen, wann ist Religionsunterricht nicht mehr Religionsunterricht?

Wenn ich das richtig sehe, geht es im Religionsunterricht um drei Säulen: Um den einzelnen Menschen, um die Gemeinschaft – ich sage hier mal um die Kirche –, und um die Gesellschaft. Und alle drei Säulen müssen im Unterricht in ein ausgewogenes Verhältnis zueinander gebracht werden. Wenn im Religionsunterricht das Evangelium nicht mehr in der ihm gemäßen Weise zur Sprache kommt, dann halte ich einen solchen Religionsunterricht für nicht mehr tragbar. Ich habe vorher schon

einmal formuliert, es kommt darauf an, das zu sagen und zu leben, was Christum treibet. Dies muß nach meiner Meinung der Kern jeglichen Religionsunterrichts sein. Die Ausformungen können mannigfaltig sein, aber das muß im Zentrum stehen.

Jetzt eine letzte Frage in diesem Zusammenhang: Wenn Du nun insgesamt zurück und zugleich nach vorne blickst, welches waren für Dich die wichtigsten kirchen- und schulpolitischen Entscheidungen, an denen Du beteiligt warst?

Was mir Sorge gemacht hat und auch weiterhin Sorge macht, ist die Tatsache, daß ich erkennen muß, daß in unserem Lande eine schleichende Abwertung des Religionsunterrichts vor sich geht, was m. E. zusammenhängt mit der größer werdenden Mißachtung alles Kirchlichen. Das Religiöse ist ja heutzutage geradezu in, nur die Kirche verliert an Bedeutung, und da liegen meine Sorgen für die Zukunft. Aber ich weiß auch, wer Hand an den Pflug legt und zurückschaut, ist nicht geschickt zum Reiche Gottes.

„Gemeinsam lehren und lernen“

Zur Konkretion des Rahmenlehrplans Ev. Religion in Berufsschulen

Manfred Kopp

Nachdem im August 1992 der Rahmenlehrplan „Ev. Religion“ für Berufliche Schulen in Hessen zur Erprobung in Kraft gesetzt wurde, hat im Auftrag des Hessischen Kultusministeriums eine Arbeitsgruppe damit begonnen, eine Reihe von Schwerpunkten aus den sechs Themenbereichen zu konkretisieren.

Dabei wurde solchen Themen der Vorzug gegeben, die in ihrem Schwerpunkt Bereiche ansprechen, zu denen nur wenig Material zu finden ist, die nahe bei den Interessen der Schülerinnen und Schüler liegen

und die nicht so „verbraucht“ sind, daß sie nur ein müdes Gähnen bei allen Beteiligten hervorrufen. Einige der Unterrichtsentwürfe werden wir in diesem und folgenden Schönberger Heften vorstellen. Sie haben zwar Schüler und Schülerinnen in beruflichen Schulen im Blick, sind aber in ihrer Anlage und ihrem Material ganz oder partiell auch in anderen Schulstufen und -formen einsetzbar. Das Grundmuster hat folgende Struktur:

Für das Unterrichtsthema wurden ca. 8 Stunden vorgesehen, wobei dies in Berufs-

schulen bei einer Wochenstunde 8 Wochen entspricht. Der Lehrer, die Lehrerin bereitet die Einheit als Ganzes vor und hat dann nur Details zu klären, eventuell erforderliche Korrekturen vorzunehmen und die Schülerbeiträge einzuarbeiten.

1. STUNDE „SICH EINLASSEN“

Den Schülerinnen und Schülern wird das Thema vorgestellt. Was ist daran interessant? Was reizt? Wo ist sein Sitz im Leben? Gesprächsanlässe werden genannt und andiskutiert. Welche Fragen tauchen auf? Was macht uns neugierig?

Welche Ziele können zunächst genannt werden? Welche Teilthemen sind sinnvoll bei erforderlicher Begrenzung und gewünschter Vertiefung?

2. STUNDE „PLANEN UND BEITRAGEN“

Der Gesamtplan für die Unterrichtseinheit wird in seiner Struktur mit Terminen vorgestellt. Die Ziele werden ebenso schriftlich formuliert. Nur wenn die Struktur und die Ziele fixiert sind, haben alle Beteiligten die Möglichkeit, Korrekturen vorzunehmen und bewußt nachzuvollziehen.

Ein wichtiger Teil dieser zweiten Stunde ist die Vorstellung und die Erläuterung der Schülerbeiträge. Für sie gelten folgende Voraussetzungen:

Sie sollen die unterschiedlichen Fähigkeiten, Stärken und Interessen der Schüler zum Tragen bringen.

Sie sollen der Bereicherung und der Vertiefung des Themas und seiner verschiedenen Aspekte dienen.

Sie sollen auf Papier vorgelegt werden, um dem Lehrer/der Lehrerin die Möglichkeit zu geben, verstärkend, lobend, kritisch, fragend zu korrespondieren.

Einen Beitrag abzuliefern ist Pflicht. Die Wahl im einzelnen ist freigestellt. Die Entscheidung muß bis zur 3. Stunde getroffen sein. Sollte jemand eine weitere Idee für einen Beitrag haben, so kann er sie nach Rücksprache realisieren.

In der Regel werden 5 – 8 Themen angeboten, je einer der folgenden Charakteristiken entsprechend:

- informierend
- analysierend
- erzählend
- von einer Bildvorlage aus weiterdenkend
- ein Bild malend, zeichnend
- phantasierend.

Ich habe dieses System der „Beiträge“ in den vergangenen sechs Jahren meines Unterrichts in der Berufsschule gezielt ausgebaut. Es fand hohe Akzeptanz, weil die Vielfalt von Fähigkeiten in der Klasse zum Tragen kam, weil die Arbeit offensichtlich dem gemeinsamen Lehren und Lernen nützlich war und die Korrespondenz mit mir als dem Religionslehrer Anerkennung brachte.

Ich habe den Klassen stets freigestellt, ob die Beiträge in der Unterrichtszeit oder zu Hause angefertigt werden. Bis auf drei Klassen haben sich alle für die Hausarbeit entschieden, was für Berufsschüler neben der betrieblichen Ausbildung nicht selbstverständlich ist.

Im Gesamtkonzept ist diese 2. Stunde besonders wichtig, weil sich in ihr entscheidet, ob das Thema der Unterrichtseinheit als gemeinsames Projekt begriffen wird, die Schülerinnen und Schüler die gebotenen Chancen nutzen und der Lehrer/die Lehrerin bereit ist, auch selbst Neues zu lernen.

3.- 7. STUNDE „INFORMIEREN, DISKUTIEREN, REFLEKTIEREN“

In der dritten und vierten Stunde wird zunächst der Unterrichtende gefragt sein. Informationen sind zu vermitteln, historische Bezüge herzustellen, Vorwissen zu aktivieren, Phänomene zu befragen. Dann aber nehmen die Beiträge der Schüler einen besonderen Raum ein. Da ich ein Thema im Laufe des Schuljahres in mehreren Klassen verhandle, und anregende, profilierte schriftliche Beiträge vor der Rückgabe kopiere, auch Bilder und Zeichnungen auf Dia nehme, kann ich dann, wenn wenig Brauchbares vorliegt, aus anderen Beiträgen ergänzen. – Übrigens hat jede Schülerin, jeder Schüler das Recht, daß seine Arbeit auf Wunsch nicht in der Klassenöffentlichkeit vorgestellt wird.

8. STUNDE

„ZUSAMMENFASSEN, ZIELE ÜBERPRÜFEN, BEWERTEN“

Wenn jede Stunde ihr eigenes Konzept und Ziel hat, dann ist die Zusammenfassung am Schluß der Einheit von großer Bedeutung. Hat sich die Arbeit gelohnt? Wo sind wir den Zielen näher gekommen? Wo haben wir kapitulieren müssen?

Wer hat reproduktiv, explorativ, kreativ, konstruktiv, vertiefend, übertragend mitgearbeitet?

Häufig habe ich in der letzten Stunde mit Dias von Schülerbildern abgeschlossen, die einen meditativen Rück- und Ausblick ermöglichen.

Dieser zunächst theoretische Aufriß soll mit Beispielen belegt werden. Ich selbst habe bisher sieben Unterrichtseinheiten lehrplanbezogen entworfen, erprobt und mehrmals korrigiert. Je nach Möglichkeit werden wir in den Schönberger Heften einige vorstellen. Im Folgenden finden Sie als erste: „Wie wirklich ist die Wirklichkeit?“.

Wie wirklich ist die Wirklichkeit?

Anregungen und Materialien für eine Unterrichtseinheit

Manfred Kopp

Diese Unterrichtseinheit hat zwei Anlässe. Der erste ist der Schwerpunkt „sich Leben vermitteln lassen“ im Themenfeld „Zeit füllen mit Leben“ des Rahmenlehrplans Ev. Religion für berufliche Schulen in Hessen. Der vorausgehende Schwerpunkt heißt „Sinne gebrauchen“. Da ist die Rede vom Leben, hier und jetzt. Da geht es um die Begegnung mit Menschen und Dingen, um das Fühlen des Körpers, das Schmecken von Speis und Trank, um das Hören von Tönen und Klängen, um das zur Ruhe kommen. Aber neben solchen direkten Erfahrungen bietet die Medienwelt eine abgeleitete Lebensfülle. Wir drücken die Taste POWER, Strom fließt, und wir können uns per TV, Video, CD, PC, MC „Leben“ vermitteln lassen. In Quantität und Qualität zeigen die Entwicklungskurven schon seit Jahren nach oben. In der interpersonalen Kommunikation gewöhnen wir uns gerade an Anrufbeantworter, Fax und Handy, und der Personal-Computer wird zum Multimediagerät aufgerüstet...

Der andere Anlaß ist die aktive Auseinandersetzung mit dem Vorurteil, das mir seit Jahren als Pfarrer und Religionslehrer in

der Berufsschule begegnet: Religion, Gott, Jesus, Bibel sind uninteressant, versteckt autoritär, traditionsgefangen, lebensfern, manchmal lebensfeindlich. „Wir glauben nur, was wir sehen!“ „Kirche ist mega-out!“ – Und ich bin als Religionslehrer ein Vertreter dieser fast schon bedeutungslosen Einrichtung. Das als Lob gedachte Urteil: „Sie sind ja gar nicht wie ein richtiger Pfarrer!“ macht mich ratlos.

Vor etwa drei Jahren habe ich dann, veranlaßt durch eine heftige Diskussion über den Gebrauch der Vernunft und die christliche Botschaft und die Aussage eines Schülers: „Ich glaube an die Wissenschaft!“ diese Unterrichtseinheit entworfen und in mehreren Klassen mit jeweils aktuellen Varianten umgesetzt.

Titel und wichtige Impulse verdanke ich dem Buch von Paul Watzlawick „Wie wirklich ist die Wirklichkeit? – Wahn, Täuschung, Verstehen“ – München, 1983, 10. Auflage. Am Beginn des Vorworts erklärt er seine Absicht (S. 13):

Dieses Buch handelt davon, daß die sogenannte Wirklichkeit das Ergebnis von

Kommunikation ist. Diese These scheint den Wagen vor das Pferd zu spannen, denn die Wirklichkeit ist doch offensichtlich das, was wirklich der Fall ist, und Kommunikation nur die Art und Weise, sie zu beschreiben und mitzuteilen.

Es soll gezeigt werden, daß dies nicht so ist; daß das wacklige Gerüst unserer Alltagsauffassungen der Wirklichkeit im eigentlichen Sinne wahnhaft ist, und daß wir fortwährend mit seinem Flickern und Abstützen beschäftigt sind – selbst auf die erhebliche Gefahr hin, Tatsachen verdrehen zu müssen, damit sie unserer Wirklichkeitsauffassung nicht widersprechen, statt umgekehrt unsere Weltanschauung den unleugbaren Gegebenheiten anzupassen. Es soll ferner gezeigt werden, daß der Glaube, es gäbe nur eine Wirklichkeit, die gefährlichste aller Selbsttäuschungen ist; daß es vielmehr zahllose Wirklichkeitsauffassungen gibt, die sehr widersprüchlich sein können, die alle das Ergebnis von Kommunikation und nicht der Widerschein ewiger, objektiver Wahrheiten sind.

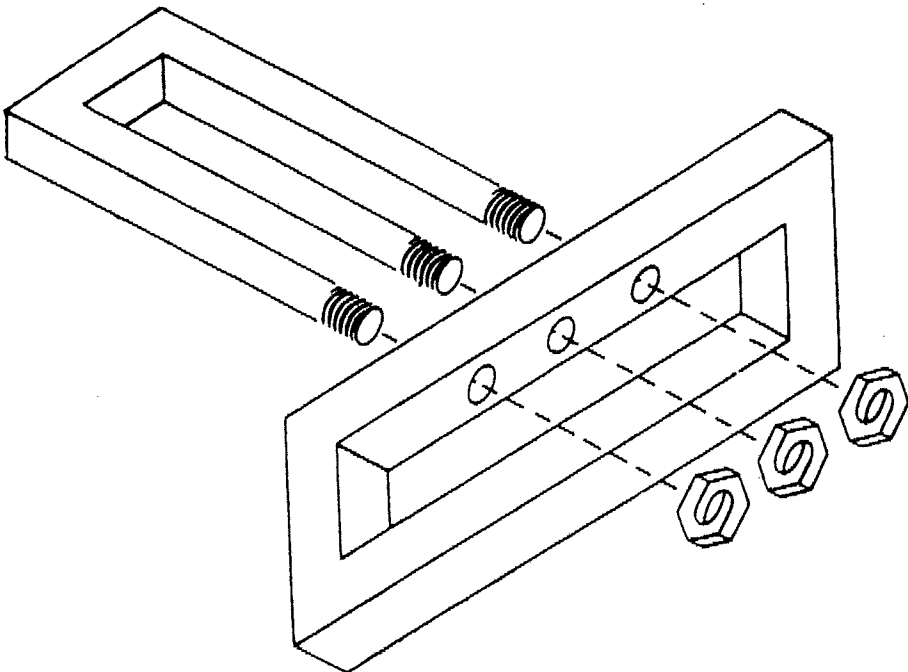
Meine Absichten liegen nahe bei den hier genannten. Darüber hinaus will ich die

„Wirklichkeit des Glaubens“ zur Sprache bringen.

Der Aufbau der Unterrichtseinheit orientiert sich an dem Muster, das ich im vorstehenden Beitrag „Gemeinsam lehren und lernen“ skizziert habe.

„SICH EINLASSEN“

Es liegt nahe, den Schwerpunkt „sich Leben vermitteln lassen“ mit dem vorausgehenden „Sinne gebrauchen“ zu verbinden. Dann erübrigt sich eine besondere Einführung. Ist dies nicht der Fall, so können einige Wahrnehmungsübungen und Bildbetrachtungen am Anfang stehen. In der Regel vertrauen wir unseren fünf Sinnen. Was wir mit ihnen wahrnehmen, ist **wirklich** für uns. Sie können uns aber auch täuschen oder auf der Suche nach Sinn irritieren. Beispiele wie die Bilder von M. C. Escher oder „Alte Frau – junge Frau“ sind weithin bekannt, doch immer wieder reizvoll. Die „Unmögliche Figur“ von R. L. Gregory, zitiert nach Funkkolleg „Medien und Kommunikation – Konstruktionen von Wirklichkeit“ Weinheim, 1990/91, St. Brief 2, S. 26, soll hier für viele andere stehen.



Es gibt wenige Bereiche, die so sehr von aktuellen Beispielen leben, wie Wahrnehmung und Wirklichkeit. Während ich dies schreibe (Juli 1994), ist in den Buchhandlungen „Das magische Auge“ ein Renner: 600.000 Exemplare sind bereits verkauft. Über Filme, in denen virtuelle Realität eine wichtige Rolle spielt, wie bei T 1000 im „Terminator 2“ oder beim „Rasenmähermann“ und über die neuesten Entwicklungen auf dem PC-Markt sind die Schüler und Schülerinnen in der Regel besser informiert als die Lehrer. Hier haben sie die Gelegenheit, ihre Kenntnisse und ihre Fähigkeiten einzubringen. Zu Einzelheiten mehr weiter unter im Verlaufsentswurf.

Als erste Zielangabe eignet sich das Zitat aus dem Funkkolleg (a.a.O.S. 55f):

*Biologen, Gehirnforscher oder auch Psychologen sind sich weitgehend einig, daß das menschliche Gehirn kein umwelt-öffenes Reiz-Reaktionssystem ist. Wir täuschen uns, wenn wir glauben, die sichtbare, hörbare oder ertastbare Welt „draußen“ sei uns zugänglich. **Die gängige Vorstellung, unsere Sinnesorgane seien die Tore zur Realität und durch diese Tore kämen Informationen herein – diese Vorstellung ist wissenschaftlich nicht haltbar.** Das Nervensystem kann nur erkennen, daß es einen Reiz gibt und mit welcher Quantität es diesen Reiz gibt; aber das Nervensystem selbst ist außerstande, den Reiz unmittelbar, direkt, seiner „wahren Natur“ oder „realen Herkunft“ nach zu erkennen: Das Nervensystem reagiert ausschließlich nach seinen eigenen inneren Maßstäben.*

Wir sehen nicht mit den Augen, sondern mit dem Gehirn, und unser Gedächtnis ermöglicht es uns überhaupt erst, Gegenstände zu unterscheiden bzw. wiederzuerkennen.

In dieser Phase kann auch das Vorlesen einer Textpassage interessant sein mit der Fragestellung, welche Bilder im Kopf die Worte bei uns entstehen lassen. Von vielen denkbaren Texten habe ich zum Beispiel aus dem Eingangskapitel von Jules Verne „Die geheimnisvolle Insel“ (Ffm., 1967, S. 23 f) gelesen:

(Fünf Männer sind mit einem Ballon auf einer Insel notgelandet.)

Ein Wellenberg hatte die Netzmaschen des Ballons, in denen sich der Ingenieur festhielt, zerrissen und Cyrus Smith samt Hund davongespült.

„Los, vorwärts!“ schrie der Reporter.

Trotz Müdigkeit machten sich die Männer sofort auf den Weg. Es war höchstens zwei Minuten her, daß Cyrus Smith verschwunden war – warum sollte man ihn nicht lebend retten können?

Es war etwa 18 Uhr. Nebel stieg auf und ließ die Nacht noch dunkler werden. Die Gestrandeten folgten der Ostküste, ohne zu wissen, wo dieses Land, auf das sie verschlagen worden waren, auf dem Globus lag. Der Sandstrand war mit Steinen übersät, von Vegetation keine Spur. Oft durchzogen tiefe Risse den unebenen Boden und hinderten sie am Weitergehen. Schwerfällig flogen große Vögel aus den Spalten auf und verschwanden nach allen Seiten in der Dunkelheit. Andere, schnellerfliegende, formierten sich zu großen Scharen und trieben wie Wolken davon.

Immer wieder blieben die Männer stehen, riefen und lauschten aufs Meer hinaus. Falls Cyrus Smith selbst nicht antworten konnte, hätte man zumindest Tops Gebell hören müssen. Doch außer der Brandung rührte sich kein Laut. Nachdem der Suchtrupp 20 Minuten marschiert war und jeden Strandeinschnitt untersucht hatte, versperrte plötzlich ein Schaumstreifen den Weg. Das Land war zu Ende. Die Männer standen an der Spitze einer schmalen Landzunge, an der sich die Brandung tosend brach. Nab deutete noch einmal voll Verzweiflung auf den offenen Ozean hinter dem Schaumstreifen, und alle riefen zusammen nach Cyrus Smith. Doch gab ihnen keiner, keiner Antwort.

Die Mitteilungen über die in der Vorstellung provozierten Bilder zeigten zum einen deutliche Unterschiede – bei gleichem Text -, zum anderen wie sehr unser bereits im Gedächtnis vorhandenes Bild- und Bedeutungsrepertoire die Wirklichkeit bestimmt.

„PLANEN UND BEITRAGEN“

Im ständigen Versuch zwischen Lernzielen, Schülerinteressen, aktuellen Ereignissen, vorhandenem Material und zeitlichem Rahmen eine nachvollziehbare

Struktur anzubieten, habe ich fünf Teilthemen herausgefiltert, die ich vorstelle.

1. Von den Medien, die wir nützen

Ziel: Die rasant wachsenden Möglichkeiten der medialen Vermittlung von Leben / von Informationen in ihren Auswirkungen erkennen, sich als Mitwirkender verstehen, Entwicklungslinien aufzeigen.

2. Die Wirklichkeit ist in unserem Kopf – Wir sehen, was wir glauben

Ziel: Grundsätze der Wahrnehmung und der Konstruktion von Wirklichkeit in unseren Köpfen kennenlernen und nachvollziehen, Phänomene erschließen.

3. fiction – faction – virtual reality

Ziel: Beispiele solcher computergestützter oder -erzeugter „Wirklichkeiten“ sammeln, die Dokumentation inszenieren, die persönliche Katastrophen vermarkten und die virtuelle Lebewesen schaffen. Die Beispiele im Blick auf ihre Intention bewerten und die entscheidende Frage nach der Glaubwürdigkeit von medial übermittelten Informationen zu beantworten suchen.

Erkennen, daß kritischer Verstand und Vertrauenswürdigkeit der Mittler die Grundlage von Erfahrungen von Wirklichkeit sind.

4. Von der Wirklichkeit moderner Mythen

Ziel: Motive und Regeln moderner Mythenbildung aufspüren und ihre Bedeutung im Leben von Menschen verstehen lernen.

5. Biblische Mythen erhellen unsere Wirklichkeit.

Ziel: Am Beispiel von Sintflut und Rettung den Bezug zu unserer Situation heute herstellen und nachweisen, wo Symbole und Mythen wirklichkeitserhellend sind. Wahrheit kann nicht bewiesen werden, sie will erkannt werden.

Die Schüler werden eingeladen, sich an der konkreten Gestaltung des Unterrichts zu beteiligen und sich für einen Beitrag zu entscheiden (siehe S. 10). Das Angebot hat sowohl unterschiedliche thematische Aspekte im Blick wie die verschiedenen Stärken der Schülerinnen und Schüler; mit denen zu arbeiten ihnen Spaß macht. Die Freude, durch die eigenen Fähigkeiten mitwirken zu können, erhöht die Qualität der Schülerbeiträge deutlich.

Die folgenden Vorschläge müssen je nach Alter und Entwicklungsstand der Schüler/Schülerinnen abgewandelt werden.

1. Stellen Sie einige Daten zur Geschichte der Medien zusammen und erläutern Sie kurz das Neue an der jeweiligen Erfindung (informierend, zu Teilthema 1)
2. „Die Bibel ist die größte Lügengeschichte der Welt!“ – Nehmen Sie kritisch zu dieser Aussage eines Schülers Stellung (analytisch, zu Teilthema 5).
3. „Die Angst sitzt tief – Woher kommt Mut?“ Malen oder zeichnen Sie ein Bild, das Hoffnung auf Rettung signalisiert. (malend, zu Teilthema 5)
4. Das AUTO ist für viele Menschen nicht nur ein Transportmittel, sondern auch eine „Erlebniskiste“, mit Motor und Lenkrad, Polstern und Radio, vielleicht noch Telefon, und Fenstern nach draußen. Erzählen Sie – vielleicht nicht ganz so ernst –, von der Faszination des Autofahrens. (erzählend, zu Teilthema 4)
5. Sie können sich unabhängig von Zeit und Raum bewegen. Als Leiter/Leiterin eines kleinen Fernseheteams haben Sie den Auftrag, die Spur des bekannten Jesus aufzunehmen und einen mitreißenden Bericht abzuliefern. Hohe Einschaltquoten sind erwünscht! Wie packen Sie's an? (phantasierend, zu Teilthema 3)
6. Ein Lieblingsbild aus meinem Fotoalbum – und die Geschichte dazu, warum es mir viel bedeutet. (von einem Bild aus weiterdenkend, zu Teilthema 2)

„INFORMIEREN, DISKUTIEREN, REFLEKTIEREN“

THEMA 1:

Von den Medien, die wir nützen.

Zunächst gilt es, den Begriff „Medium“ so zu bestimmen, daß der Bedeutungsgehalt in den Blick kommt. Als lexikalische Definition bietet sich an (Meyers Neues Lexikon in 8 Bänden, Mannheim, 1980):

Medium (lat. „das in der Mitte Befindliche“) allg. Mittel, vermittelndes Element, insbesondere (in der Mrz.) Mittel zur Weitergabe oder Verbreitung von Informationen durch Sprache, Gestik, Mimik, Schrift und Bild.

Welche Medien nutzen wir im Tagesverlauf, vom Radiowecker am Morgen bis zur Gute-Nacht-Musik vor dem Einschlafen?

Eine kleine Datensammlung zur Erfindung von Medien macht deutlich, in welchem rasant zunehmenden Tempo die Technik (Hardware) **verbessert** wird. Welche Entwicklungslinien lassen sich ableiten? **Mehr** Informationen, **schnellere** Vermittlung, **genauere** Reproduktion, **wachsende** Speicherkapazität, **zunehmender** Kapitalumsatz bei Entwicklung, Produktion und Konsum.

Als erste Anregung kann die folgende Datenreihe dienen:

Daten zur Geschichte der Medien

- ca. 3000 v. Chr. Lautschrift in Mesopotamien und Ägypten
- ca. 900 v. Chr. Buchstabenschrift (Alphabet)
- 1450 n. Chr. Druck mit beweglichen Lettern (Buch, Zeitung, Flugblatt)
- 1837 Fotografie – Bilder reproduzierbar
- 1887 Schallplatte – Töne reproduzierbar
- 1895 Film – Bilder in Bewegung
- 1922 Rundfunk – Tonübertragung ins Haus
- 1927 Tonfilm
- 1935 Magnetophon
- 1936 Fernsehübertragung der Olymp. Spiele

- 1952 Fernsehprogramme in Deutschland
- 1954 Farbfernsehen (USA)
- 1955 Rundfunkempfänger – tragbar
- 1967 Farbfernsehen in Deutschland
- 1970 Videoaufzeichnung und Wiedergabe
Videokassetten (VHS), Walkman, Compact-Disk, Telefax, Handy

Zum Unterrichtsgespräch lassen sich noch folgende Impulse nennen:

Wie war das zum Beispiel vor und nach 1887? Bis dahin waren Sprache und Musik flüchtig, d.h. die Töne waren hörbar im Augenblick, aber dann auch gleich verklungen. Ein Lied war ein Lied, wenn es live gesungen wurde. Nun aber war ein Lied reproduzierbar und multiplizierbar.

Wohin wird die Entwicklung gehen, im Blick auf die Technik und im Blick auf die Inhalte oder Botschaften (Software), die vermittelt werden? Täuscht der Eindruck, daß da im Grunde die „neuen“ Themen nur die „alten“ im neuen Gewand sind?

Was lassen wir es uns kosten, persönlich und in der Familie, um an der Medienwelt teilzuhaben? Wieviel DM haben die Investitionen gekostet, für Hardware und für Software?

Anknüpfend an den Versuch, „Medium“ zu definieren, kann als Gegengewicht zur technischen Bedeutung auch die personale kurz angesprochen werden: Gott braucht Menschen zur Vermittlung seines Willens, Propheten, Engel. Insgesamt ist „der Mensch als Medium“ ein eigenes Kapitel, das hier nur erwähnt werden soll. Der Begriff ist auf jeden Fall unscharf zu lassen.

THEMA 2:

Die Wirklichkeit ist in unserem Kopf – Wir sehen, was wir glauben

Die eingangs zitierte Zielangabe, nämlich zu erkennen, daß nicht die „objektive“ Sinneswahrnehmung, sondern das subjektive Gehirn die Wirklichkeit bildet, soll nun in zwei Texten und vier Übungen verfolgt werden. Dies ist eine immer wieder

neu einzuprägende Tatsache, die zu erkennen unerlässlich ist für das Verstehen der Wirklichkeit christlichen Glaubens.

Zunächst ein Zitat aus H. v. Ditfurth „Wir sind nicht nur von dieser Welt“. (Hamburg, 1981, S. 153 ff) mit dem Hinweis auf Platons Höhlengleichnis:

Selbst der – aller Wahrscheinlichkeit nach winzige – Ausschnitt der Außenwelt, den wir überhaupt erfassen können, wird uns von unseren Sinnesorganen und unserem Gehirn nun keineswegs etwa so vermittelt, „wie er ist“. In keinem Falle ist das, was in unserem Erleben schließlich auftaucht, etwa ein getreues „Abbild“. Auch das wenige, was wir überhaupt wahrnehmen, gelangt vielmehr nicht ohne komplizierte und im einzelnen völlig undurchschaubar bleibende Verarbeitung in unser Bewußtsein. Unsere Sinnesorgane bilden die Welt nicht etwa für uns ab. Sie legen sie für uns aus. Der Unterschied ist fundamental.

Plato hat die Situation, in der wir uns der Außenwelt gegenüber befinden, schon im 4. Jahrhundert v. Chr. durchschaut und in einem berühmten Gleichnis beschrieben. Die Situation der Menschen, so stellte er fest, gleiche der von Gefangenen, die in einer Höhle mit dem Rücken zum Eingang angekettet seien. Von allem, was sich vor der Höhle abspiele, bekämen sie nur die Schatten zu Gesicht, die von dem Höhleneingang auf die ihnen gegenüberliegende Wand geworfen würden.

Diese Schatten aber, so fährt Plato fort, hielten die Menschen für die Wirklichkeit selbst. So seien sie eigentlich doppelt Betrogene. Deshalb bestehe die vornehmste Aufgabe der Philosophen darin, die Menschen über ihre wahre Situation aufzuklären. Sie müßten wenigstens wissen, daß sie die wahre Welt erst vor sich haben würden, wenn sie in der Lage wären, sich umzudrehen und aus dem Höhlengang hinauszublicken, oder wenn es ihnen gar möglich wäre, die Höhle zu verlassen und die Dinge selbst zu betrachten, anstatt nur deren vage vorüberhuschende Schatten an der Wand.

Vom gleichen Tatbestand, aber unterschiedlichen Wirklichkeiten schreibt Watzlawick (a. a. O. S. 72), wenn er den Psychologenwitz von der Laborratte zitiert: Eine Ratte erklärt einer anderen das Verhalten des Versuchsleiters im Labor

mit den Worten: „Ich habe diesen Mann so trainiert, daß er mir jedesmal Futter gibt, wenn ich diesen Hebel drücke“. Damit beweist sie, daß sie in derselben Reiz-Reaktionsfolge eine andere Gesetzmäßigkeit sieht als der Versuchsleiter: Für ihn ist der Hebeldruck der Ratte eine von ihr erlernte **Reaktion** auf einen von ihm unmittelbar vorher gegebenen Reiz; wie aber die Ratte die Wirklichkeit sieht, ist ihr Hebeldruck ein **Reiz**, den sie dem Versuchsleiter erteilt. – Die Tatsachen sind gleich, die Wirklichkeiten verschieden.

Und nun zu den **Übungen**.

Fahne

Auf dem Lehrertisch liegt eine Deutschland-Fahne. Ich falte sie auseinander und beginne zu erzählen: „Dies ist ein Stück Stoff. Das habe ich in Frankfurt auf dem Markt für DM 12,-- gekauft. Es ist 95 x 140 cm groß. Das sind 1,33 qm. Es hat drei Farben: schwarz, rot und orange. Die Streifen laufen quer. Ich kann etwas damit zudecken, ein Loch zustopfen, etwas darin einpacken und tragen, das Fenster zuhängen, den Boden aufwischen, oder die Streifen je nach Farbe auseinander-schneiden.

Nun gibt es Leute, die sagen, das sei eine Fahne.

Was ist denn das?

Waldspaziergang

Da ist ein Wald mit hohen Bäumen, Unterholz, kleinen Gräben, einem breiten Weg, einigen Trampelpfaden, einer Lichtung und vielen, vielen Bäumen – eben ein **Wald**.

Und da gehen nun verschiedene Leute durch: eine Frau, die Pilze sucht –ein Junge auf seinem Mountainbike – ein Mann, der Holz für seinen Kachelofen braucht –ein Mädchen, das ein Referat über Insekten schreiben muß –ein Förster – ein Wanderer auf dem Weg, der mit dem gelben Punkt bezeichnet ist.

Sie alle „sehen“ das im fotografischen Sinne gleiche Waldstück. Was sehen sie wirklich?

Das magische Auge

Seit 1992 entwirft der amerikanische Computerspezialist Tom Baccei Autoste-

reogramme. Nun ist nach USA und Japan sein erstes Bilderbuch auch in Deutschland erschienen („Das magische Auge“, München, 1994) mit 25 farbigen Bildern. Man hält eines der Bilder vor die Nasenspitze und zieht es ganz langsam weg auf die gewohnte Lesedistanz. Mit beiden Augen ganz locker durch das Buch hindurchblicken, ohne es anzusehen, und dann beginnt sich plötzlich ein räumliches Bild zu entwickeln, ein Herz auf Rosen, ein Wassertropfen in herrlichen Farben, oder Delphine. Wenn's klappt, und manche Menschen brauchen zum ersten 3-D-Blick lange, dann ist die Faszination groß: „Einfach irre!“ Daß es auch mit schwarz-weiß Kopien gelingt, beweisen die Bildwiedergaben in den Rezensionen von Zeitungen. Es gibt mehr zu sehen, als wir sehen.

Ein Lieblingsfoto

Der vorgeschlagene Schülerbeitrag **Nr. 6** kann mit seinen Ergebnissen hier einfließen. Bilder, die den Betrachtern nichtssagend erscheinen, haben – angereichert mit persönlichen Erinnerungen – eine hohe Bedeutung.

Ein Schüler beginnt seinen Beitrag „Mein Lieblingsfoto“ mit folgenden Worten: „Beim Betrachten einer Fotografie, einer ganz besonderen Fotografie, kann man die Vergangenheit zurückholen. Man versetzt sich in einen Traumzustand, verleiht seinen Gedanken Flügel.“

THEMA 3:

fiction – faction – virtual reality

Wer sich mit der aktuellen Entwicklung auf dem Medienmarkt beschäftigt, wird solche Schlüsselworte und ähnliche und eine Reihe von Abkürzungen lernen müssen. Schülerinnen und Schüler sind hier in der Regel auf dem neuesten Stand. Sie sind informiert, neugierig auf technische Entwicklungen und eifrige Konsumenten der angebotenen Software, wie Film oder Computersimulation.

Sie werden gerne ihre Kenntnisse einbringen und erzählen von diesem Film und jenem Computerprogramm. Ausgesprochen schwierig ist es jedoch, die Beispiele im Klassenraum gemeinsam anzuschauen. Die fehlende – und auch kaum zu transportierende technische Ausrüstung und

das urheberrechtlich begründete Verbot, Filme oder Videomitschnitte von interessanten Sendungen im Unterricht vorzuführen, verhindern dies. (Nach § 15,3 Urheberrechtsgesetz sind Schul- und Konfirmandenunterricht öffentlich). Zulässig bleibt nur das Zitat, d.h. die einzelne Szene, die Sequenz, der Ausschnitt, wenn es in einer neuen, selbständigen Einheit integriert ist. Den Schülern wird dies im Trend der Popularisierung von Software unverständlich sein.

Im Religionsunterricht können drei Aspekte angesprochen werden: Zum einen die mit Hilfe digitalisierter Daten inszenierte „Dokumentation“, die nicht echt ist im herkömmlichen Sinn. Zum zweiten die Vermarktung von Menschen, ihrem Unglück und ihren Katastrophen zur Erhöhung von Einschaltquoten und damit von Werbeeinnahmen. Zum dritten die Konstruktion neuer Wirklichkeiten, die so echt sind, daß die Grenze zum Original verschwindet.

Täuschung oder Dokument?

In der Geschichte der Medien finden wir eine Fülle von Beispielen, wo Fiktionen und Fakten ineinanderfließen. Ich erinnere an das Hörspiel „Invasion vom Mars“, das Columbia Broadcasting System (USA) im Oktober 1938 sendete. Orson Welles hatte die phantastische Novelle „Der Krieg der Welten“ von H.G. Wells dramatisiert und so geschickt dargeboten, daß sie eine Massenhysterie auslöste. Menschen flohen in Panik aus New Jersey, wo die Marsungeheuer gelandet waren. Andere meldeten sich als Augenzeugen. Freiwillige erklärten sich zu Rettungsdiensten bereit. Bei der Feuerwehr wurden Gasmasken angefordert. – Die Ereignisse sind dargestellt z.B. in dtv-dokumente „Hier hielt die Welt den Atem an“, München, 1962, S. 117 ff.

Ein aktuelles Feld ist Bild-Composing. War früher eine Bildmontage, z.B. Politikerkopf auf Athletenkörper, einfach als Gag zu erkennen, so kann heute ein Bild digitalisiert im Computer so verändert werden, daß bildfälschende Eingriffe nicht mehr nachgewiesen werden können. Elektronisch aufgenommene und verarbeitete Dokumente verlieren zunehmend ihre Beweiskraft.

Ein studierenswertes Beispiel der fiction und facts Vermischung ist der Eingangsteil des Films „JFK“ (John F. Kennedy), der in schnellen Schnittfolgen gespielte Szenen in Color, Dokumentaraufnahmen in Schwarz/Weiß und nachinszenierte „Dokumente“ ebenfalls in Schwarz/Weiß so geschickt nebeneinander plazierte, daß dem Zuschauer die Beweiskraft des Films signalisiert wurde.

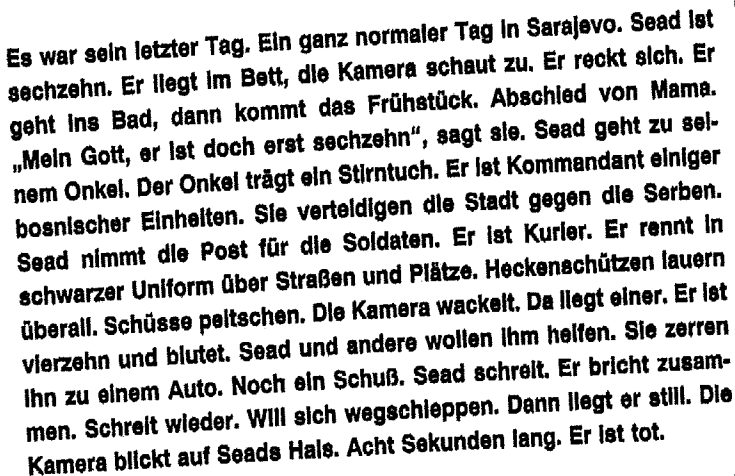
Lust am Unglück

Bevor im Herbst 1992 eine Reihe von Reality-TV-Sendungen wie „Notruf“, „Augenzeugen-Video“, „Auf Leben und Tod“ oder „Retter“ in das Programm privater TV-Sender genaommen wurden, waren bereits seit etlichen Jahren die Filme „Gesichter des Todes“ ein Renner bei Jugendlichen. Es gibt insgesamt 6 Folgen, in

denen Mitschnitte von Hinrichtungen, gräßlichen Tötungen und Unglücksfällen, Todesritualen gezeigt und mit einem belehrenden Kommentar versehen sind. Die Lust an Grausamkeit und Gänsehaut wurde da befriedigt.

Die Welle der Reality-TV-Sendungen ist nach einer hektisch geführten Debatte zwischen verschiedenen gesellschaftlichen Gruppen und den Sende-Verantwortlichen wieder abgeklungen. „Notruf“ (RTL) bringt nicht die voyeuristischen Mitschnitte, sondern stellt die Unglücksfälle „echt“ nach.

Ein treffendes Beispiel für einen Grenzfall zwischen Information und Menschenverachtung bietet das Interview von Susanne Mayer mit Günther Jauch (Stern-TV) in der „ZEIT“ vom 5. März 1993 („Tod – live aus Sarajevo“), hier in Auszügen zitiert.



Es war sein letzter Tag. Ein ganz normaler Tag in Sarajevo. Sead ist sechzehn. Er liegt im Bett, die Kamera schaut zu. Er reckt sich. Er geht ins Bad, dann kommt das Frühstück. Abschied von Mama. „Mein Gott, er ist doch erst sechzehn“, sagt sie. Sead geht zu seinem Onkel. Der Onkel trägt ein Stirntuch. Er ist Kommandant einiger bosnischer Einheiten. Sie verteidigen die Stadt gegen die Serben. Sead nimmt die Post für die Soldaten. Er ist Kurier. Er rennt in schwarzer Uniform über Straßen und Plätze. Heckenwächter lauern überall. Schüsse peitschen. Die Kamera wackelt. Da liegt einer. Er ist vierzehn und blutet. Sead und andere wollen ihm helfen. Sie zerran ihn zu einem Auto. Noch ein Schuß. Sead schreit. Er bricht zusammen. Schreit wieder. Will sich wegschleppen. Dann liegt er still. Die Kamera blickt auf Seads Hals. Acht Sekunden lang. Er ist tot.

Zeit: Herr Jauch, Sead ist tot. Warum? Ein sechzehnjähriger Junge, der hakenschlagend durch Sarajevo rennt, kann manchem Auge entgehen. Ein Kamerateam, das sich an seine Fersen heftet, lenkt die Blicke auf sich. Fühlen Sie sich mitverantwortlich für den Tod des Jungen?

Günther Jauch: Nein. „Stern-TV“ hat den Auftrag nicht erteilt. Dieser Film ist eine französische Produktion, von einem französischen Kameramann gemacht. Sie wurde in Paris bearbeitet und kam auf den Markt.

Zeit: Und Sie haben sie gekauft.

Jauch: Wir haben sie gekauft.

.....

Zeit: Es ist der erste Tod, der so direkt in einem Nachrichtenmagazin gezeigt wurde. Einige Leute werden sagen: Tollgeil, hier wird echt gestorben, und ziehen sich das als Kick rein.

Jauch: Ich habe alles getan, um das nicht entstehen zu lassen. Ich kann natürlich nicht verhindern, daß jemand dasitzt und sich diese eine Minute im Videorekorder vor und zurück anschaut.

Zeit: Sie hätten nach dem Schuß ausblenden können.

Jauch: Nein. Wenn Sie das Gefühl für diese sinnlose Gewalt hervorrufen möchten, dann müssen Sie das auf mediengerechte Weise tun. Sie können natürlich sagen: Fernsehen ist überflüssig. Es müßte die Information reichen: „Ein sechzehnjähriger Junge wurde auf einem Kurierdienst von Heckenschützen ermordet. Er hieß Sead.“ Wozu erklären, was er gemacht hat? Wozu ein Photo zeigen, man weiß doch, wie Sechzehnjährige aussehen. Die Frage ist: Reicht das? Ich glaube nicht. Die Kamera ist der Bleistift des Fernsehreporters. Zeitungsjournalisten schreiben, Photojournalisten photographieren, und Fernsehjournalisten müssen filmen.

.....

Zeit: Das Fernsehen zeigt heute Menschen in Flammen, bluttriefende Leichen. Väter filmen die Geburt, die Journalisten das Sterben. Gibt es etwas, was nicht vor die Kamera gehört?

Jauch: Ja. Ein Beispiel für etwas, was nicht geht, ist ein Beitrag, den ich vor etwa eineinhalb Jahren sah. Er spielte in Brasilien, wo die Polizei drei Männer festgenommen hatte. Eine Menschenmenge wollte die drei lynchen. Am Ende lieferte die Polizei sie der johlenden Menge aus. Man sah, wie sie über einen Platz getrieben wurden, geschlagen, bis sie nicht mehr laufen konnten. Dann kam einer mit einem Benzinkanister. Er überschüttete die drei Männer mit Benzin, und ein anderer kam mit einem Streichholz und zündete sie an. Die Kamera schaute sich reglos an, wie die Männer stöhnend und schreiend verbrutzelten. Dieser Beitrag überschreitet um Kilometer alle Grenzen, die ich mir setzen würde.

Zeit: Wie finden Sie für sich diese Grenze? Gibt es allgemeingültige Kriterien?

Jauch: Es ist die gesamte Anmutung. Sagen wir, jemand hat eine Wunde. Wenn die Kamera drauffährt und wieder zurück ... Es hat viel mit Geschmack zu tun. Mit Sensibilität. Es ist schwer zu beschreiben. Sie können mich auch nicht pauschal fragen, was ist ein guter; was ein böser Mensch.

Zeit: Das ist eine Frage der Moral.

Jauch: Jeder muß sich selber fragen: Warum schaue ich da hin? Wann möchte ich aus welchem Grund wegschauen? Was muß ich von diesem Film sehen, um ihn zu verstehen? Filme sind komplexe Gebilde, es sind komplizierte Fragen, die Sie an jedem einzelnen Fall diskutieren müssen.

Die Tagespresse und die TV-Nachrichten bieten immer wieder Beispiele für „das unsägliche Glück, beim Unglück dabei zu sein“ (so RTL-Chef Helmut Thoma). Derzeit – Juli 1994 – hat die Verfolgung, Verhaftung und gerichtliche Vorverhandlung des Football-Stars O.J. Simpson in Los Angeles die Medien in USA ausgiebig beschäftigt, mehr als Fußballweltmeisterschaft oder Debatte um die Gesundheitsreform. Fünf Fernsehkanäle und mehrere Radioprogramme übertrugen live mindestens 5 Stunden täglich die Rekonstruk-

tion des Falls in allen Einzelheiten. Am 22. Juli 1994 wird Simpson des zweifachen Mordes angeklagt. Alle Kanäle werden live die Verlesung der Anklageschrift übertragen.

live oder Computer?

1992 hat die Firma Industrial Light Magic (ILM) des Filmproduzenten George Lucas einen Oscar für die Computer„schöpfung“ des T 1000 im Film „Terminator 2“ erhalten. Der Schauspieler Robert Patrick spielt den Terminator, der sich in ein

menschengestaltiges Wesen aus flüssigem Metall verwandelt. Er wächst aus dem Fußboden heraus, geht durch ein schweres Gitter und fließt als Tropfen in einen Personenaufzug. Der Übergang vom Computerwesen zum „echten“ Schauspieler geschieht nahtlos.

Im „Rasenmähermann“ geht ein junger Gärtner mit Hilfe von Datenhelm und Datenhandschuh in die virtuelle Wirklichkeit und gewinnt dort die Macht, die ihm der Alltag vorenthält.

Bisher letzter Film mit virtual reality war Steven Spielbergs „Jurassic Park“. Dennis Muren, Supervisor für visuelle Effekte bei ILM sagt in einem Interview der TIME (13.4.1992): „Wir sind da ja bei der ersten Generation. Wir werden aber Bilder entwickeln, wie sie noch nie gesehen wurden, so realistisch, so überzeugend, daß der Betrachter es gar nicht merkt“.

Welche der drei skizzierten Aspekte der Unterrichtende auswählt, wird von der Interessenlage der Schüler, von der Verfügbarkeit aktueller Beispiele oder Filmausschnitte und von der eigenen Erfahrung abhängen. Die Ziele des Teilthemas sind oben bereits genannt.

Wird der Schülerbeitrag Nr. 5 gewählt, dann kann er vielleicht Priorität bekommen. Er wurde angeregt durch einen Artikel in „Harper's Magazine“ (4/1989) unter dem Titel „He's Back!! Packaging Christ's Second Coming“. Jesus Christus kommt noch einmal auf die Erde und wird durch die Medien in der Öffentlichkeit bekannt gemacht.

THEMA 4:

Von der Wirklichkeit moderner Mythen

Bei diesem Teilthema soll dem Phänomen nachgegangen werden, daß einzelne Menschen über ihre rekonstruierbare Biographie und Objekte über ihre Funktion und Wertigkeit hinaus zu Symbolen für Göttliches, Jenseitiges, Verehrungswürdiges gemacht werden können. Mythen sind insofern wirklich, als sie das Denken, Handeln und Fühlen von Menschen, von Gläubigen, deutlich beeinflussen.

Für herausragende Menschen, meist Männer, meist als Helden bezeichnet, läßt sich eine Reihe von Beispielen finden.

Eines aus jüngster Zeit will ich hier näher darstellen. Grundlage ist ein Artikel von Romeo Rey (Sao Paulo) in der Frankfurter Rundschau (7.5.1994).

Stundenlang zog sich die letzte Fahrt des dreifachen Formel-1-Weltmeisters Ayrton Senna zwischen der weinenden, heulenden, schreienden Masse hin. Feuerwerkskörper explodierten, Papierschnitzel regneten herunter. In den Straßengraben, auf den Brücken, in den Häuserschluchten standen sie und winkten dem Sarg, der auf einem Feuerwehrwagen vorbeizog. Sie spendeten frenetischen Applaus, als wenn Senna zum vierten Mal zum Weltmeister gekrönt worden wäre.

Andere zogen weiße Gewänder an und sprachen Senna auf der Straße förmlich heilig. Ein brasilianischer Reporter hörte eine Frau aus ärmlichen Verhältnissen sagen: „Senna ist ein Engel. Ich habe ihn angefleht, er möge sich meines Sohnes erbarmen. Der trinkt zuviel, doch sonst ist er kein schlechter Kerl.“

Indessen können es Millionen Brasilianer immer noch nicht fassen, daß ihr Idol – der Gladiator, der nicht sterben durfte, weil er ‚unsterblich‘ war – tot ist. Verzweifelt wird jetzt nach Ursachen und nach Schuldigen gefragt.

Wenn soviel Ungewißheit herrscht, wo soviel Leidensfähigkeit ist, verhilft das Volk dem Mythos zum Triumph. Auf einem Spruchband, das quer über eine der Straßen von Sao Paulo gespannt wurde, hieß es lakonisch: „Senna lebt. Tot ist die Formel 1.“ Und auf einem anderen, beim Begräbnis: „Senna ist nicht umgekommen. Er ist mit Gott aufs Podium gestiegen.“

Wieder ist damit ein Held zum Hoffnungsträger, zum Erlöser, zum Befreier geworden. Er ist tot und lebt dennoch!

Die Formulierung für den Beitrag Nr. 4 ist aus einer Diskussion zwischen Schülern und Schülerinnen darüber entstanden, was eigentlich das Auto so faszinierend macht, daß am Ende alle Funktionalität hinter den Erlebniswert zurücktritt. Der Begriff des Mythos wird für das Auto gewiß nicht voll zutreffen, aber mythische Elemente werden in Schülerbeiträgen genannt, z.B.: Mit dem Auto kann ich dem Alltag entfliehen – Es ist Mittel zur Flucht aus der Wirklichkeit – Es ist eine Art Schutzhöhle – Das Auto gibt mir das Ge-

fühl der Macht und der Freiheit – Nirgendwo anders als im optischen Eindruck vorbeihuschender Naturfarben und in der ganz persönlichen Geräuschkulisse lassen sich Wunschträume so leicht träumen, die Gedanken so leicht auf ein Thema lenken. Der Mensch nutzt das Auto auf solchen „Stimmungsfahrten“ zur gedanklichen Freiheit.

Dieses Teilthema ist in den Zusammenhang mit dem folgenden zu stellen.

THEMA 5:

Biblische Mythen erhellen unsere Wirklichkeit.

Nachdem ich zunächst an dieser Stelle der Unterrichtseinheit die Geschichte vom

Turmbau zu Babel als zentralen Text genommen hatte, mußte ich feststellen, daß die Sintflutgeschichte (Gen. 6,5 – 9,17) schneller rezipiert und mit der heutigen Wirklichkeit in Beziehung gesetzt wurde. Dabei half mir meine Sammlung von 26 Arche-Karikaturen und mehrere Anzeigen, in denen die Arche zentrales Bildmotiv war.

Die Perikope wurde zunächst nahe am biblischen Text mit eingblendeten Zitaten erzählt. Dem entgegengesetzt interpretierten die Schüler die „Botschaft“ einer halbseitigen Werbeanzeige aus der FAZ (10.9.1984). Über einer Zeichnung der Arche, die auf einem Hügel liegt und zu der die Tiere paarweise hinausziehen steht:

WER RECHTZEITIG INVESTIERT; SCHWIMMT OBEN; WÄHREND ANDERE BADEN GEHEN.

Der erste Manager, der von diesem Prinzip profitierte, war der alte Noah. Es ist heute so aktuell wie damals.

Für 1984 wird für viele Branchen ein Wachstum von 3,5 bis 4 % vorausgesagt. Wer auf dieser Welle der Konkurrenz davonschwimmen will, der sollte jetzt mit **Colt** investieren.

In Systeme für industrielle Heizung, Lüftung und Wärmerückgewinnung, die die Kostenflut im Energiebereich dämmen und die Produktivität ansteigen lassen.

Der erste Schritt ist ein Anruf bei **Colt**. Nach genauer Analyse Ihres Betriebes erstellen unsere Spezialisten einen individuellen Lösungsvorschlag. Kostenlos und unverbindlich. So wie sie das bereits für über 40.000 Unternehmen in aller Welt getan haben.

Entscheiden auch Sie sich für diesen Weg. Dann haben Sie bald Oberwasser: ein verbessertes Betriebsklima, reduzierte Energiekosten, gesteigert Produktivität.

Die Nähe des Flut- und Rettungsmythos zu heutigen Katastrophenszenarios und Hoffnungszeichen läßt sich an folgenden Schritten nachvollziehen:

- die drohende Katastrophe (wobei heute die Menschen selbst den Untergang herbeiführen können, ob mit Wasser, Gift oder Feuer)
- die fragliche Rettung (was bleibt uns wirksam zu tun?)
- der bergende Raum (wir haben keinen Bauplan)
- das Angeld der Hoffnung (wofür können Insel, Regenbogen und Taube mit Zweig stehen? Hat Hoffnung einen Namen?)

Bei der Suche nach der wirklichkeitserhellenden Bedeutung des Mythos kann auch gefragt werden, wie die Nachricht einzuschätzen ist, die das Geologenehepaar Edith Kristan und Alexander Tollmann von der Wiener Universität Anfang 1993 verbreiten ließ.

Sie glauben nachweisen zu können, daß die Sintflut am 23. September vor 9545 plus/minus wenigen Jahren durch den Sturz eines mehrere Kilometer großen Kometen zur Erde ausgelöst wurde. Vor dem Einschlag zerbrach er in sieben Teile, die fast ausschließlich über Meeresgebieten niederstürzten, Chaos und Sterben über die Erde bringend (Frankfurter

Rundschau, 5.2.1993). Verändert sich dadurch die Wahrheit des Mythos?

Ob der Schüler, der die Ausgangsfrage zu Beitrag Nr. 2 gestellt hat, einen solchen „Wahrheitsbeweis“ akzeptiert hätte, muß offen bleiben. In den mir vorgelegten Beiträgen wird die Wirklichkeit des Glaubens als nachvollziehbar anerkannt: „Gerade das ist doch das Tolle am Glauben, daß man ihn nicht beweisen kann. Man darf vertrauen, trauen auf Gott. Und selbst wenn alles eine Lügengeschichte ist, was ich mir nicht vorstellen kann, ist es dann wirklich so verkehrt, den Glauben zu leben?“ – „Meiner Meinung nach muß man an das glauben, was in der Bibel steht, um den Sinn zu erkennen, der dahinter liegt.“

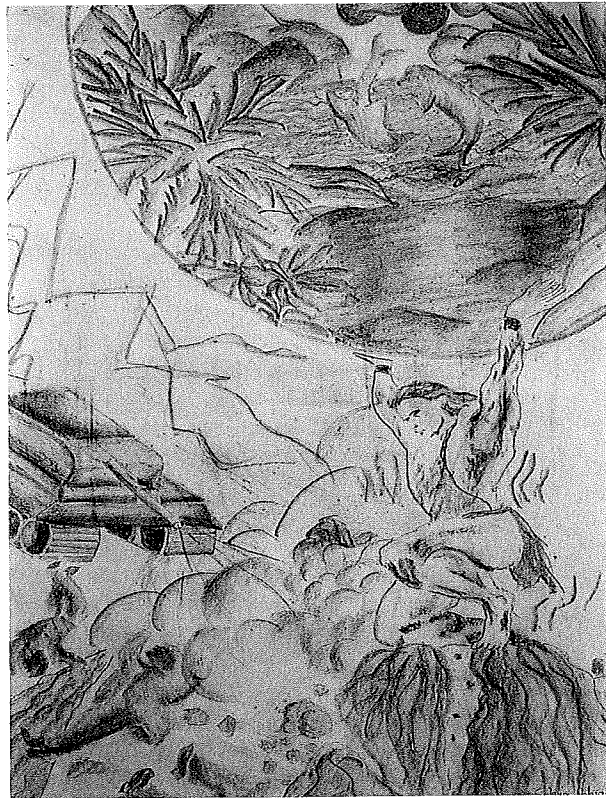
„ZUSAMMENFASSEN, ZIELE ÜBERPRÜFEN, BEWERTEN“

Die Zusammenfassung wird darin bestehen, den Gang durch das Gesamthema noch einmal nachzuzeichnen, die Ausgangspositionen und Zielangaben ins Gedächtnis zu rufen und zu vergleichen. Wo waren die Highlights? Wo sind wir steckengeblieben?

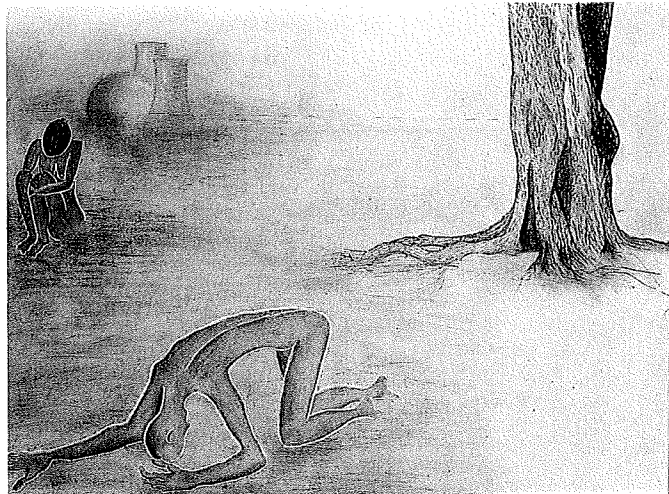
Die Bewertung der Mitarbeit im allgemeinen und der schriftlichen/bildlichen Beiträge hat hier ihren Platz.

Für den Schluß der Unterrichtseinheit können die Bilder aus dem Schülerbeitrag Nr. 3 vorgesehen werden. Ich fotografiere die Bilder mit einer Makrolinse und Stativ mit umkehrbarer Mittelsäule auf Diapositiv und kann sie dann groß und für alle sichtbar projizieren. Zwei Beispiele sind hier wiedergegeben. Das besinnliche Ende erlaubt den Rückblick auf das gemeinsame Projekt und das gemeinsame Hören auf die leisen Stimmen.

Bianca Teuwen:
**„Die Wurzeln haben
Kraft für ein neues Leben“**



Silvia Schrauth: „Atlas rettet die Natur“



„Es ist durchaus falsch, zu versuchen eine Theorie nur auf beobachtbaren Größen aufzubauen. In Wirklichkeit tritt gerade das Gegenteil ein. Die Theorie bestimmt, was wir beobachten können.“
(Albert Einstein)

Vorbemerkung der Redaktion

Zum 1. Mai 1994 ist Oberkirchenrat Prof. Dr. Karl Dienst, einer der geistigen Väter und Wegbegleiter der religionspädagogischen Arbeit im Studienzentrum über fast ein viertel Jahrhundert, in den Ruhestand getreten.

Dies ist für uns Gelegenheit, ihn durch die Veröffentlichung seines Aufsatzes, „*Die Lehrer werden mit viel Segen geschmückt*“ zu ehren. In seinen Ausführungen begegnet uns der unermüdlich forschende und lehrende Referent für schulische Bildung der EKHN nochmals mit seinem, ihm eigenen Ansatz der historisch systematisch orientierten Betrachtungsweise von Theologie und Pädagogik.

„Die Lehrer werden mit viel Segen geschmückt“

Karl Dienst

Philologie gegen Philantropie?

Im Arbeitszimmer meines Vaters hing eine Kopie von Albert Ankers „Pestalozzi und die Waisenkinder in Stans“ (1870. Zürich, Kunsthaus). Der lange als Verkörperung des Berufsethos vor allem der Volksschullehrerschaft verstandene Pädagoge betritt hier mit Waisenhindern – ein Kind trägt er auf dem Arm, ein anderes klammert sich an seinen Rock – das Waisenhaus; er scheint das milde, warme Licht, das ihn umspielt, in die Dunkelheit des Hauses hineinzutragen. Der Betrachter spürt hier etwas vom erzieherischen Ethos der neuen, aufgeklärten pädagogischen Theorien, deren religiöser Kontext noch zu spüren ist.

Der Trauspruch meiner Eltern stammte aus Psalm 84,12: „Gott der Herr ist Sonne und Schild“. Am Ende von V7 hieß es: „Die Lehrer werden mit viel Segen geschmückt“.

Wer heute die revidierte Lutherbibel aufschlägt, vermißt die Lehrer! Da heißt es: „Wohl den Menschen, die dich für ihre Stärke halten und von Herzen dir nachwandeln! Wenn sie durch das dürre Tal ziehen, wird es ihnen zum Quellgrund, und Frühregen hüllt es in Segen“. Ich bin versucht, einen bekannten Chanson umzudichten: „Wo sind die Lehrer, wo sind sie geblieben?“

In dem bekannten Psalmenkommentar von Hans-Joachim Kraus heißt es: „Der Text ist fraglos verderbt. Das Versstück kann nur versuchsweise wiedergegeben werden.“ Das Ergebnis solcher philologischer Rekonstruktionsversuche finden wir in der revidierten Lutherbibel. In Luthers Übersetzungen von 1534 und 1545 steht ausdrücklich „Lehrer“. In der Zürcher Bibel von 1531 findet sich „Führer“. Beides geht auf die Lateinische bzw. Griechische Bibel zurück: In der sog. „Vulgata“ steht „Doctor“; in der sog. „Septuaginta“ ist vom „Geber des Gesetzes“ die Rede. Beides läßt sich mit „Lehrer“ verbinden. Luthers Überzeugung, daß biblischer Glaube auf gute Lehrer (und Lehrerinnen) angewiesen ist, war hier stärker als die Philologie! Er ist dem lateinischen Text gefolgt.

Der Lehrer als Predighelfer?

Vor mir liegt die „Hessen-Darmstädtische Schulordnung für die deutschen Schulen im Oberfürstentum“ vom 14. August 1733. Ihr Verfasser ist der aus Halle berufene „Superintendentus primarius, Assessor Consistorii und Professor Theologiae in Gießen“ Johann Jakob Rambach (1693-1735), uns wohl vor allem durch sein Lied „Ich bin getauft auf deinen Namen“ (EKG 152/EG 200) bekannt. Der

Schulordnung ist eine solche „für die Praeceptores und Schulmeister selbst“ beigefügt. Auf der einen Seite heißt es: Der Lehrer soll „auch gegen seinen Pfarrer ehrerbietig und bescheiden sich bezeigen, sich seines Raths bey seiner Schul-Arbeit fleißig bedienen“. Gleichzeitig soll aber gelten: „Hingegen soll auch kein Land-Pfarrer sich unterstehen, seinen Schul-Diener allzu despotisch zu tractiren, ihn in Gegenwart Eltern und Kinder zu prostituiren, oder ihm gar eine gewisse Art der Frohn-Dienste abzuzwingen.“

Im Blick auf den pädagogischen Umgang mit den Kindern schreibt die Schulordnung vor: „Einem jeden Schul-Bedienten sollen alle Kinder, als theure, durch Christi Blut erkaufte, und zum Himmel berufene Seelen gleich seyn, und er soll unter ihnen um Gabe und Geschencks willen, oder um Freund- oder Feindschaft mit den Eltern willen, keinen bösen Unterscheid machen, so daß er eines dem anderen vorziehen, oder eines hart tractieren, und dem anderen allen Muthwillen nachsehen wollte; vielmehr soll er mit allem Ernst und Eifer suchen, wie er ein jedes Kind dem Herrn Jesu zuführe.“

Zu diesem Zweck wird der Lehrer am Gottesdienstgeschehen beteiligt: „Des Sonntags, absonderlich zu Sommers-Zeiten, soll er alle seine Schul-Kinder eine viertel oder halbe Stunde vor der Früh-Predigt in der Schule versammeln, sie das Sonntäglich Evangelium und Epistel aus der Bibel oder Neuen Testament, welches sie alle mit sich bringen müssen, lesen lassen, andächtig mit ihnen beten, auch sie zur stillen Anhörung des Wortes Gottes, und kindlichen Ehrfurcht vor der heiligen Allgegenwart Gottes ermahnen ... Es hat auch aber ein jeder Schul-Diener dahin zu sehen, daß auch in der Woche das wahre Christenthum ernstlich von ihm getrieben werde. Er soll zu dem Ende die Kinder insonderheit fleißig auf ihren Tauf-Bund, darinn sie dem Satan abgesagt, und dem dreyeinigen Gott Treue, Liebe und Gehorsam zugesagt haben, weisen ...“ (vgl. EKG 152 Str. 3).

Johann Jakob Rambachs „hundert nöthige Sitten-Regeln für Kinder“ von 1734 nimmt dies auf. In den „Regeln, wie sich ein Kind in der Kirche verhalten soll“, heißt es: „Liebes Kind, bedencke in der Kirche die heilige Gegenwart Gottes, und

daß du nach dem Worte, das du hörest, an jenem Tage gerichtet werden sollest. Bringe deine Bibel und Gesangbuch mit zur Kirche, und singe und bete fein andächtig mit. Denn aus dem Munde der jungen Kinder will sich Gott ein Lob zubereiten“.

Gottlose Aufklärung?

Theologie- und geistesgeschichtlich gilt die Aufklärung gewöhnlich als die Entdeckung und Absolutsetzung der Vernunft im Sinne des Rationalismus und als Ansetzung des Menschen als des Maßes aller Dinge im Sinne des Eudämonismus. Sie gilt als Verwirklichung rationalistisch – individualistisch – autonomen Verhaltens und als Quelle der „Destruktiven Ideen“ der Gegenwart wie Nihilismus, Materialismus, Atheismus, Skeptizismus usw. Schon im Zeitalter der Aufklärung selbst schwankt ihre Bewertung zwischen enthusiastischer Zustimmung und ironisch-kritischer Ablehnung. Geradezu hymnisch preist eine 1784 nach beendeter Kirchenrenovierung ausgefertigte Urkunde in einem Kirchturm in Gotha das Zeitalter der Aufklärung: „Unsere Tage füllten den glücklichsten Zeitraum des 18. Jahrhunderts. Kaiser, Könige, Fürsten steigen von ihrer gefürchteten Höhe menschenfreundlich herab, verachten Pracht und Schimmer, werden Väter, Freunde und Vertraute ihres Volkes. Die Religion zerreißt das Pfaffengewand und tritt in ihrer Göttlichkeit hervor ... Glaubenshaß und Gewissenszwang sinken dahin, Menschenliebe und Freiheit im Denken gewinnen die Oberhand ...“ Demgegenüber artikuliert Johann Friedrich Zöllner 1784 in der Berliner Monatsschrift mit einer satirischen Fabel seine Kritik an der Aufklärung:

Der Affe. Ein Fabelchen

*Ein Affe stekt' einst einen Hain
Von Zedern Nachts in Brand,
Und freute sich dann ungemeyn,
Als er's so helle fand.*

*„Kommt Brüder, seht, was ich vermag;
Ich, – ich verwandle Nacht in Tag!“*

*Die Brüder kamen groß und klein,
Bewunderten den Glanz*

Und alle fingen an zu schreyn:

„Hoch lebe Bruder Hans!

*Hans Affe ist des Nachruhms werth,
Er hat die Gegend aufgeklärt.“*

Was die Pädagogik der Aufklärung anbelangt, so werden Begriffe wie humanistische Bildung, erziehender Unterricht, Menschenbildung und natürliche Erziehung zu Markenzeichen dieser Epoche. Ankers Pestalozzi z.B. verkörpert den Erzieher, der das Vertrauen der ihn umgebenden Kinder besitzt und in dieser Atmosphäre erzieht und lehrt – jenseits aller Prügel- und Unterwerfungspädagogik, die nicht nur dem Mittelalter zugeschrieben, sondern auch öfters mit Kirche und Theologie verbunden wird.

„Christliches Verhalten gegen Religionslehrer“

Vor mir liegt das Gesangbuch meiner pfalz-bayrischen Ahnen: „Gesangbuch zum gottesdienstlichen Gebrauche für protestantisch-evangelische Christen. Speyer 1823“ (Ausgabe 1825). Die Lieder Nr. 402-406 gehören zur Rubrik „Schul- und Jugendlehrer (In Schulen, und bey Schulprüfungen)“.

Lied Nr. 403 bringt einen wichtigen Akzent im Blick auf das Verhältnis zwischen Pädagogik und Theologie zum Ausdruck:

Die Menschen zu erziehen, bringt Heil für Welt und Staat. / Gott, segne das Bemühen, laß reifen unsre Saat!

Ja, Nacht und Irrthum flieheth da, wo dein Licht erhellt. / Auch uns're Schule blühet, durch dich, o Herr der Welt!

Mit kindlichen Gemüthe singt Jeder dir heut' Preis; / denn deine Vatergüte beglückt unsern Fleiß

Von der Schulprüfung handelt Lied Nr. 405:

Erfreulich sey, und feyerlich der Prüfung Tag, / an welchem mich so viele Zeugen hören! / Er kommt, mit ihm kommt Freud' und Schmerz, / hier freut sich hoch, dort bebt ein Herz; / wenn sich die Zeugen mehren; / Beyfall, Ehre, Lob und Liebe krönet heute Fleiß und Tugend. / Heil dir, wohldurchlebte Jugend.

Wenn ich bisher gewissenhaft und treu gebrauchte meine Kraft / nach meiner Pflicht stets lebte, / und wenn, an treuer Lehrer Hand, mein Eifer immer unverwandt / dem Ziel' entgegen strebte; / werd' ich da wohl stumm erröthend, ängstlich stammelnd, heute beben, / da ich Rechenschaft soll geben?

Dem Trägen klopft die bange Brust, er fühlet Wehmuth, statt der Lust; / muß Thorheit nun bereuen. / Der aber, der im regen Fleiß die Zeit durchlebte, erntet Preis, / und kann sich heute freuen. / Alles Gute wird belohnt von dem Vater unsers Lebens. / Nur der Träge hofft vergebens.

Selbst die Eschatologie wird in diesen Liedern bemüht, wie das Beispiel Lied Nr. 402 zeigt.

Gib, Gott, dem Lehrer Glück und Kräfte zu seinem segensreichen Stand, / ihm, den zum Heiligungsgeschäfte du uns, als Beystand, zugesandt! / Hilf du ihm, Vater, seine Treu sey jeden Morgen an uns neu!

Laß dir auf allen seinen Wegen, den du uns gabst, empfohlen seyn; / beglücke, was er thut, mit Segen, und jede Aussaat mit Gedeih'n. / Für unser Wohl schlag' ihm das Herz; was ihn betrübt, sey uns auch Schmerz.

Knüpf zwischen ihm und uns der Liebe und des Vertrauens vestes Band; / es reiche, mit aufricht'gem Triebe, ein jeder dankvoll ihm die Hand. / Wer Gott und sein Wort liebt und ehrt, der hält auch seine Lehrer werth.

Einst laß uns freudig ihm begegnen, der Gottes Weg uns gehen hieß, / ihn mit entzückter Rührung segnen, daß er ihn uns so treulich wies. / Er find' im höher'n Vaterland uns wieder; wie er hier uns fand!

Dort rufen, (möge Gott es geben!) mit höher'm Danke, wir ihm zu: / Heil sey dir! denn du hast das Leben, die Seele uns gerettet, du! / O Gott, laß ihn dies Glück erfreu'n, und vieler Seelen Retter seyn!

Überholt?

Es ist einfach, dies alles als überholt abzutun. Der Beruf des Lehrers/der Lehrerin sei heute ein säkularer Beruf, was z.B. das Stichwort „Professionalisierung“ anzeige. Hinter der Forderung nach mehr institutionalisierter und professionalisierter Erziehung steht vielfach aber auch die anthropologische Überzeugung: „Erziehung entscheidet unser Schicksal“. Fast könnte man hier von einer säkularisierten Theologie reden.

Angesichts solcher Erwartungen und Verprechungen würde ich die erwähnten Lieder als einen menschenfreundlichen Aufruf zur Bescheidenheit verstehen wollen, die Wolfgang Brezinka so formuliert hat: „Zur Bescheidenheit gehört, daß man die Erziehung nicht als Hauptbedingung für das Entstehen erwünschter Persönlichkeitseigenschaften ansieht, sondern lediglich als Versuch einer fallweise notwendig erscheinenden Ergänzung anderer Bedingungen. Oder anders gesagt: Es geht um eine lebensdienliche „Diät“ im Blick auf die an die Erziehung gerichteten Erwartungen mit ihrem Druck auf Erzieher und zu Erziehende, um einen Abschied vom Unsinn des Perfektionismus und um ein Plädoyer für die kleinen Sinnantworten und den Mut zur Unvollkommenheit.“ In seiner „Apologie des Zufälligen“ (Stuttgart 1986, 50f.) plädiert der Gießener Philosoph Odo Marquard für eine „Diätetik“: „Die Forderung, nur das Vollkommene zu akzeptieren, führt zu Entmutigungen und zu Sinnlosigkeitsgefühlen: zur Leugnung des Guten im Unvollkom-

menen... Ich plädiere gegen die Perfektion der Allsamkeitseintracht und Gruppenverrückung für die Bonität der einschlägig zweitbesten Möglichkeiten: des zaghaften Lächelns, der kleinen Geste, der transitorischen Konversation, der hilfreichen Routine“.

In der Rubrik: „Christliches Verhalten gegen Religionslehrer“ heißt es in Lied 358 des Lenneper Gesangbuchs von 1808:

*Das Amt der Lehrer, Gott, ist dein;
Dein soll auch Dank und Ehre sein,
Daß du der Kirche, die du liebst,
Noch immer treue Lehrer gibst.
Laß ihrer Fehler wegen nicht,
Verachtet sein ihr Unterricht!
Nimm, Gott,
auch ihrer Schwachheit dann,
So wie der unsrigen, dich an!*

Ich denke: In solchen Liedern wird der Vers aus dem 84. Psalm in alter lutherischer Übersetzung in die Sprache einer bestimmten Zeit übersetzt: „Die Lehrer werden mit viel Segen geschmückt“!

Schule kann auch anders ein

Dargestellt an einem Besuch der BOUTCHER SCHOOL IN LONDON

Ein Erlebnisbericht von einer Studienreise im Mai 1994

Monika Machold

Beim Betreten des kleinen, überschaubaren Schulhofes werden wir von der Schulleiterin offenbar schon erwartet: Sie ist eine kleine, strahlende Frau, vielleicht Mitte dreißig, die eine unbändige Lebensfreude und ein beneidenswert überzeugendes Selbstbewußtsein ausstrahlt. Ich werde sie in den folgenden fünf Stunden nie anders als lachend erleben. Ob sie auch anders kann?

Sie führt uns über den Schulhof ins Schulgebäude, das wir fast beklommen bewundern. Das könnte eine altehrwürdige Kirche, noch eher eine kleine Burganlage sein – aber eine Grundschule! Das anheimelige Foyer vor dem Verwaltungstrakt hält uns fest: Da hat jede Klasse sich selbst in einer Ecke oder an den Wänden dargestellt mit einem Gemeinschaftswerk. Ein großes Wolkenge-

mälde z.B. oder eine Zusammenstellung von Requisiten aus den verschiedenen Herkunftsländern der Schüler einer Klasse. Alles ist liebevoll dekoriert und sorgfältig präsentiert.

In ihrem sehr bescheidenen Direktorenzimmer kocht uns die Schulleiterin zunächst selbst Kaffee und Tee, sorgt für Gebäck und erzählt derweil fröhlich von der Schule:

Mr. Butcher, ein Londoner Lederhersteller und Philantrop, hat die Schule gesponsert – daher der Name. Genau 200 Schüler zwischen 4 und 11 Jahren besuchen diese Schule. Jede Klasse umfaßt 25 Schülerinnen und Schüler. Keine mehr, keinen weniger. Ich könnte die dreifache Zahl aufnehmen, aber ich will nicht. So bleibt das System überschaubar.

Und das entscheiden Sie?

Ich und mein Team.

Die Schulaufsicht?

Ich entscheide.

Die anderen Schüler?

Sie müssen andere Schulen unseres Einzugsgebietes wählen; es gibt genug.

Warum ist Ihre Schule so begehrt?

Weil wir der Disziplin sehr hohe Beachtung schenken. Sie ist sehr wichtig für die Psyche und den Körper des Menschen (ja, die Psyche nennt sie zuerst). Das Einzugsgebiet ist schwierig, von schlechten, sozialen Verhältnissen geprägt, deshalb ist die Erziehung in der Schule umso wichtiger. Das ist natürlich schwierig zu managen, da die Welt draußen für die Kinder rauh und hart ist, hier aber Prügelverbot gilt.

Schaffen Sie das?

Unbedingt – ohne Ausnahme.

Wie?

Die Schüler betreten eine andere Welt, wenn sie in die Schule kommen.

Und wie funktioniert das?

Das geht, weil eine hohe Übereinstimmung herrscht zwischen den Kolleginnen und Kollegen, aber auch zwischen der Schule und den Eltern.

Und wie erreicht man das?

Wir organisieren pro Halbjahr für die Eltern einen ‚Kaffeemorgen‘. Zweidrittel

kommen. (Unser Elternstammtisch, denke ich). Außerdem, man sucht sich seine Kolleginnen und Kollegen natürlich genau aus.

Zum Beispiel? Wie machen Sie das?

Ja, wenn sich jemand an meiner Schule bewirbt, dann weiß sie oder er schon, wo sie sich bewerben. Und dann sage ich ihnen natürlich, was ich von ihnen erwarte: Daß sie früh kommen und spät gehen. Daß sie offen und kooperativ sind. Daß sie sich weiterbilden. Manche melden sich dann nicht mehr. Aber die, die sich damit identifizieren, die das wollen und die wir für passend halten, die nehmen wir.

Wir? (Sie lacht ein perlendes Lachen):

Ja, das lasse ich schon von mehreren Schultern tragen. Aber die Neulinge werden natürlich nicht sich selbst überlassen. Wir haben keine 2. Phase wie Sie in Deutschland. Kein – wie nennen Sie das – Referendariat. Die Leute kommen von der Uni und bewerben sich bei uns um eine Stelle. Mein Stellvertreter unterrichtet die Neuen dann ‚in the way‘, wie man hier zusammen arbeitet und lehrt. Er lernt aber auch selbst dabei, Schulleiter zu werden. Diese Prüfung muß er selbst erst hier bestehen, bevor er sich um eine Schulleiterstelle bewerben kann.

Später lernen wir ihn kennen: Ein offener, selbstbewußter junger Mann, kaum dreißig, mit dem gleichen Strahlen wie die Schulleiterin. Dunkler Anzug, weißes Hemd, Krawatte.

Wir tragen seit unserem 4. Lebensjahr Schuluniform. Wie sollten wir darauf verzichten können?

Für mich versuche ich zu sortieren: Gewohnheit? Zwangsjacke? Stil?

Er übernimmt nun unsere Betreuung. Die Pause ist zu Ende, denn als wir den Schulhof betreten, schwingt gerade ein kleiner schwarzer Krauskopf stolz eine überdimensionale Handglocke im Vollbewußtsein seiner Bedeutung. Sofort sortieren sich die vielen, bisher ruhig-relaxed herumgehenden Kinder in Reihe und Glied. Das geht so schnell, daß ich kaum registriere, was geschieht. Eine Reihe nach der anderen verläßt den Schulhof und betritt – mir in die Kamera strahlend – das Gebäude.

Unser ‚Second Leader‘ führt uns nun von einer Klasse zur anderen. Die Türen dieses alten Gebäudes stehen immer offen. In keiner Klasse erlebe ich Frontalunterricht. Wenn wir einen Klassenraum betreten, sehen die Kinder kurz freundlich lächelnd von ihrer Arbeit auf, um dann weiterzuarbeiten. Die Lehrerinnen oder Lehrer lösen sich meist von einer Schülergruppe und kommen erfreut auf uns zu. Wir fünf Besucher scheinen weder zu stören noch Eindruck zu machen. Die Kinder nehmen uns höflich zur Kenntnis und arbeiten weiter.

Was es da alles zu sehen gibt: Da hat eine 3. Klasse einen Ausflug zu einer Burg gemacht, in der ein mittelalterliches Stück aufgeführt wurde. Nun bauen sie das Bühnenbild nach. Da sind einige beim Zimmern der Möbel aus Pappe, ein paar Jungen nähen kleine Bettbezüge. Die Raumberechnung für das Bühnenbild ist ein geometrisches Problem, das Verstehen der Zusammenhänge ein historisches, das Gestalten ein technisches und die Wiedergabe des Stückes ein sprachliches.

Wer bezahlt das eigentlich alles?

Wir. Wir bezahlen absolut alles. Sogar die Hefte der Kinder. Das Material, das Papier – einfach alles.

Wovon? Vom Schulgeld?

Keiner bezahlt hier Schulgeld!! (Das war wohl eine dumme Frage). Wir bekommen 325000 Pfund im Schuljahr. Von den beiden Schulträgern. Das ist zur Hälfte der Staat und zur anderen Hälfte die Church of England. Davon bestreiten wir alles – auch die Lehrergehälter von acht Lehrerinnen und Lehrern. Wobei die Leiterin und ich als Stellvertreter gar nicht unterstützen.

Geht das? Reicht das?

Natürlich nicht. Aber wir bemühen uns sehr um Öffentlichkeitsarbeit. Wo wir können, öffnen wir uns nach außen, stellen unsere Räume und Gerätschaften zur Verfügung für Erwachsenenbildung z.B. Oder wir zeigen nach außen, was wir machen. Sponsoren sind unheimlich wichtig für unsere Arbeit. Die Firmen im Umfeld merken, daß es lohnt, in unsere Schule zu investieren, die Kinder ihrer Angestellten zu uns zu schicken, um so später verantwortungsvolle Mitarbeiter zu erhalten.

Sie unterstützen uns finanziell bei Engpässen oder auch bei besonderen Anlässen.

Ich ziehe immer wieder Vergleiche zu meiner eigenen Schule, unserem deutschen System:

- Wie wäre es, wenn wir, die Kolleginnen und Kollegen, darüber entscheiden könnten, wer zu uns paßt und wer nicht?
- Oder wenn ein Schulleiter erst seine Befähigung in Personal- und Schulführung unter Beweis stellen müßte, bevor er sich überhaupt um eine Schulleiterstelle bewerben dürfte?
- Wenn er / sie die Chance hätte, es selbst zu testen?
- Wenn er / sie gezieht angelernt würde?
- Wenn wir unter dem Aspekt der Symbiose die umliegenden Firmen anzapfen würden? Wir erziehen eure künftigen Angestellten, ihr unterstützt unsere Arbeit finanziell?

Verwirrend.

Gerade befinden wir uns in einem Klassenraum, in dem die Kinder die griechische Antike bearbeiten. Abschlußklasse der Grundschule! Vergleichbar unserem 5. Schuljahr! An der Wand ist eine liebevoll gerahmte Zusammenstellung griechischer Kunstwerke von Kinderhänden nachgestaltet. Auf einem Tisch steht griechische Bandkeramik zum Brennen bereit. Diagonal im Raum eine Bücherecke – die gesamte Kinderliteratur zur griechischen Antike scheint hier zusammengetragen. Alles sorgfältig und ästhetisch dokumentiert. Roger, der uns begleitende ‚Schooladvisor‘, drängt und hält mir die Tür auf: Der ‚Service‘ wartet, wir sind schon zu spät. Gerade noch nehme ich die sauber geschichteten Hefte und Bücher auf jedem Schülerplatz wahr, da bin ich auch schon in der Aula. Etwa 100 Schülerinnen und Schüler aller Hautfarben sitzen in drei Gruppen. Ihre dunkelblauen Schuluniformen und Krawatten ergänzen sich Ton in Ton mit dem mächtigen blauen Vorhang, der die Längswand der Aula beherrscht, vor der ein Altar mit brennenden Kerzen und Blumen aufgestellt ist. Am Harmonium stimmt ein junger Mann

mit roten Hosenträgern eine rhythmische Melodie an, und die Kinder singen strahlend und voller Begeisterung. Der Liedtext wird per OHP auf eine Leinwand projiziert. Es folgt eine kindgemäß elementarisierte Unterweisung des Jesuswortes: Ich bin das Brot der Welt, bevor die Kinder und die Lehrerinnen und Lehrer (auch wir) in einer Abendmahlfeier dieses Brot gereicht bekommen. Danach wünschen sich alle Frieden: Peace be with you. Unzählige Kinderhände strecken sich mir und den anderen entgegen: Peace be with you.

Als wir eine knappe Stunde später wieder die Aula betreten, hat sie sich fast zur Unkenntlichkeit in eine Mensa verwandelt.

Nur der blaue Vorhang verrät die Identität.

Die Kinder sind schon beim Essen. Es geht sehr leise und doch ungezwungen zu. Laut sprechen ist verboten. In Reihen wie nach der Pause verlassen die Kinder den Raum. Es wird neu eingedeckt, und dann kommen andere Kinder im Gänsemarsch zum Essen. Alles geschieht sehr leise und freundlich. Sogar die Küchenfrauen mit ihren weißen Hauben lächeln.

Am Nachmittag verlassen wir beeindruckt die Schule.

Bald jedoch werden wir nachdenklich. Was würden wir bei uns gerne ändern, und unter welchen Voraussetzungen wären Veränderungen möglich?

„Miteinander leben - Behinderte Menschen unter uns“

- Eine Unterrichtseinheit in einer 4. Klasse -

Gerd Brendel

ZUR UNTERRICHTSSITUATION

Meine Unterrichtsgruppe zeichnet sich durch zweierlei aus: Sie besteht aus Schüler/innen nur einer Klasse, und sie ist die einzige Unterrichtsgruppe für Religionsunterricht. So sitzen hier die evangelischen mit den katholischen Schüler/innen zusammen. Das macht Absprachen mit der Klassenlehrerin oder anderen Fachlehrer/innen einfach. Die Bedingungen für einen Fächer übergreifenden Unterricht sind ideal. Meinem Verständnis von Religionsunterricht als begleitendem Unterricht, der sich an der Lebenswelt der Kinder orientiert, kommt das entgegen.

Zum Religionsunterricht muß die Gruppe nicht den Raum wechseln. Wir machen zusammen Unterricht, umgeben von den Bildern der Schüler/innen aus dem Kunstunterricht, zu denen wir auch die Bilder oder Collagen aus der Religionsstunde hängen, umgeben von den Sachkunde-

postern und den leeren Stühlen der anderen Schüler/innen. Die Identität der Gruppe liegt auf dem schmalen Grat zwischen dem Selbstverständnis als Teil der 4. Klasse und dem als eigenständiger Gruppe.

Die Schüler/innen gehen ganz selbstverständlich mit der Gleichzeitigkeit verschiedener Kulturen in der Klasse um. Das gilt auch für den Religionsunterricht: Die „Mittelmeer-Frömmigkeits-Kultur“ von Salvatore trifft auf den protestantisch-rebellischen Mike, dessen Familie Kirche eher fern steht.

PERSONENORIENTIERTE DIDAKTISCHE ANALYSE

Mein persönlicher Zugang zum Thema ist ein Umweg. Das ist wörtlich zu nehmen: Oft ertappte ich mich dabei, wie ich um

das Thema „Behinderung“ und um die Menschen, die in unserer Gesellschaft „behindert“ genannt werden, die mit ihrer Behinderung auffallen, eher einen Bogen gemacht habe. Durch einen Rollstuhlfahrer im Verwandtenkreis hat sich diese Einstellung langsam geändert.

Meine Fragen zum Thema:

1. Wünscht sich jeder Behinderte „Normalität“? Und was heißt Normalität? Ich kann doch keine andere Norm als meine eigene „Durchschnitts-Unversehrtheit“ benennen. Das bedeutete aber, daß die positive Antwort allen Behinderten unterstellte, sie wollten so werden wie ich. Für sinnvoller halte ich deshalb die Frage, inwiefern die Behinderung nicht zur Identität des behinderten Menschen dazu gehört. Das vorausgesetzt, kann ich dann nicht von vergleichbaren Sehnsüchten, behinderter und nicht behinderter Menschen reden?
2. Die Fragen zu 1. relativiert meine zweite Frage an Behinderte: Wie hältst Du das überhaupt aus? Diese Frage hat nur das Leiden an der Behinderung im Blickfeld. Besser wäre die Frage: Wie lebst Du? Was sind Deine Wünsche? Was ist Dein Leiden? Aber auch: Was ist Dein Glück?
3. Behinderte in unserer Gesellschaft werfen Fragen auf nach den Standards der Normalen. Warum ist es Behinderten oft nicht möglich „normal“ zu leben, einkaufen zu gehen, Bus zu fahren, Theater zu besuchen, „normale“ Schulen zu besuchen mit „normalen“ Klos, Treppenhäusern, Türen usw., usw.? Meine Fragen richten sich in erster Linie an körperlich behinderte Menschen. Auf das Problemfeld „körperlich behindert“ will ich das Thema meiner Unterrichtseinheit eingrenzen.

Was ich mir von dieser Einheit für mich erhoffe: Daß ich lerne, unbefangener auf behinderte Menschen zuzugehen als ersten Schritt auf dem Weg zu einer Gesellschaft, in der Behinderte und Nicht-Behinderte miteinander leben.

DIE FRAGEN DER SCHÜLER/INNEN

In der Klassenbiographie existieren Anknüpfungspunkte zum Thema: Neben der

Schule liegt ein Hort für körperbehinderte Kinder. Die Leiterin erzählte mir, daß schon ein paarmal Kinder meiner Schule (also vermutlich auch meiner Klasse) vom Tor aus den Hort-Kindern beim Spielen zugeschaut haben.

Die Erzieherinnen wurden ausgefragt. Da aus versicherungstechnischen Gründen ohne elterliche Einwilligung Kinder von auswärts den Hort nicht besuchen dürfen, blieben Besuche aber aus. Zu einer Begegnung der Hort-Kinder mit den „Normalen“ kam es aber im letzten Sommer: Das „Spielmobil“ des Frankfurter Jugendamtes machte ein paar Tage lang Halt auf unserem Schulhof. Das Team lud nicht nur die Schüler/innen der Fried.-Lübbecke-Schule ein, sondern auch die Hort-Kinder. Die Kinder kamen, und zusammen spielten sie.

In der Klasse selbst gibt es ein lernbehindertes Kind. Der Junge nimmt am Religionsunterricht nicht teil. J. trägt eine starke Brille, S. stottert zuweilen ziemlich stark. Solange ich die Klasse kenne, habe ich keimhaft erlebt, daß sich die anderen Kinder über ihn lustig gemacht haben. So unbefangen die Kinder mit Behinderungen ihrer Klassenkameraden umzugehen scheinen (auch der lernbehinderte Junge wird nie verspottet) so unbefangen bedienen sie sich auch der „üblichen“ diskriminierenden Vokabeln.

Wie lauteten die Fragen, die „meine“ Kinder an behinderte Kinder richteten?: Wie spielst Du? Tut das weh? Bleibt das immer so? Wie ist das passiert? Die eigene Betroffenheit stellte sich ein mit der Frage: Kann das auch mir passieren?

THEOLOGISCHE ANALYSE

Vor aller nun anstehenden Betrachtung des Themas in der Theologie steht der Grundsatz, der Prämisse aller Aussagen des Neuen wie des Alten Testaments ist: Gott ist Herr über Leben und Tod. Inwiefern dieser Grundaussage in Bezug auf behinderte Menschen immer angemessen Rechnung getragen wurde, ist die Frage.

Im **Alten Testament** findet sich die These von der Behinderung als Strafe Gottes. Daß Behinderung Ausdruck von Gottessferne ist, spiegeln Regeln, die die Kultfähigkeit von Behinderten einschränken:

Priester durften sie nicht werden. Wie die Tieropfer mußte auch der sie darbringende Priester unversehrt vor den Altar treten. Gegenläufige Tendenzen finden sich allerdings, am eindrucklichsten in der Berufungsgeschichte Mose: Hier bekennt sich Gott selbst zu seiner ganzen Schöpfung: „Wer hat den Menschen den Mund geschaffen? Oder wer hat den Stummen oder Tauben oder Sehenden oder Blinden gemacht? Habe ich's nicht getan, der Herr?“ (Ex. 4,11).

Für die **Umwelt Jesu** gilt: „Krankheit hängt ebenso mit der Sünde wie mit den Dämonen zusammen.“¹⁾ Zwar wird unterschieden zwischen Besessenen und Kranken, aber die Zuordnung geistig Behinderter gleich Besessener, körperlich Behinderte gleich krank, orientiert sich an unseren Vorstellungen und trifft nicht immer. Besessene leiden oft unter körperlichen oder Behinderungen der Sinne (Mt 9,32). Jesus durchbricht die Mauern, die seine Gesellschaft um Behinderte zog. (Als Sünder oder Besessene leben sie in den Augen ihrer Umwelt fern von Gott, als Arbeitsunfähige vegetieren sie an den Rändern als Bettler). Seine annehmende Praxis überwindet die Isolation. An den behinderten Menschen, die ihm begegnen, demonstriert er Gottes Annahme, die allen Menschen gilt.

Alle Behinderte wie nicht Behinderte sind aufgefordert: „Tut Buße und glaubt an das Evangelium“ (Mk 1,15). Jesu Heilungen sind so exemplarische Demonstrationen des herbeigekommenen Gottesreichs (Lk. 7,22). Vor der Heilung von körperlicher Versehrtheit steht die Heilung der Gottesbeziehung. Jesus vergibt dem Gichtbrüchigen seine Sünden zuerst (Mk. 2,5). Die behinderten Menschen in den Evangelien „symbolisieren den allgemeinen Schrei nach Erlösung“²⁾.

Die gerade erwähnte Heilungsgeschichte Mk 2 ist wie auch andere Heilungsgeschichten nur aus der nachösterlichen Perspektive zu verstehen: Die ersten Christen erzählten diese Geschichte als Antwort auf die Frage nach der Identität des Christus. Seine Wundergeschichten verstanden sie als Vorwegnahme des allergrößten Wunders überhaupt: der Auferstehung. Seine Hinwendung zu den Leidenden interpretierten sie im Sinne einer

Antizipation seines Kreuzes. Gerade im Zusammenhang einer anderen Begegnung Jesu mit Besessenen und Kranken knüpft der Evangelist Matthäus an einen bisher nicht erwähnten Strang alttestamentlicher Theologie an, der Vorstellung vom leidenden Gottesknecht bei Jesaja: „Damit erfüllt würde, was gesagt ist durch die Propheten ... Er hat unsre Schwachheit auf sich genommen, und unsere Krankheit hat er getragen“ (Jes. 53.4 nach Mt. 8,17). Die Grenzen der Hinwendung werden überschritten in Richtung Identifizierung mit dem/der Kranken, Behinderten. In die gleiche Richtung geht die Rede vom Weltgericht (Matth. 25,31 ff) „Was ihr einem von diesen meinen geringsten Brüdern getan habt, das habt ihr mir getan.“ (Vers 40a, s.a. 36b)

In der **Kirchengeschichte** knüpfte vor allem Franz von Assisi im von der (berechtigten) Angst vor Seuchen und Epidemien gekennzeichneten Mittelalter an diese Inkarnationstheologie an. Viele Legenden berichten von seinen Begegnungen mit Aussätzigen, wobei deren Heilung nicht im Vordergrund steht, oft auch gar nicht berichtet wird, sondern vielmehr die ausbleibende Infizierung des Heiligen als das eigentlich Wunderbare gedeutet wird.

Bestimmend für den Umgang mit behinderten Menschen bleibt das Gebot der Nächstenliebe, allerdings mit einer Festlegung der behinderten Menschen auf die Rolle der „Liebesobjekte“. Um behindertengerechte Erziehung und Therapie machte sich die Diakonie seit dem beginnenden 19. Jahrhundert verdient, etwa die Bodenschwingschen Anstalten. Der Preis für die entdeckte Möglichkeit besonderer Förderung war allerdings Ausgrenzung. Behinderte wurden immer wieder auf die Rolle der *nur* Leidenden, Bedauernswerten festgelegt und auf himmlischen Lohn vertröstet: Ein bequemer Ausweg aus der Theodizee-Frage. Sie waren dadurch weit entfernt, als gleichberechtigte Glieder des Leibes Christi akzeptiert zu werden. Im Rahmen neulutherischer Schöpfungsordnungs-Theologie erfüllten sie nicht die Anforderungen voller Gottesebenbildlichkeit.

Die Konsequenz dieser Theologie war der dürftige Widerstand der Kirchen gegen das Mordprogramm der Nationalsozial-

sten, das sie und andere zynisch als „Euthanasie“ bezeichneten. Menschen wurde ihr volles Mensch-Sein abgesprochen, Leben als „lebensunwert“ vernichtet. Die Beteiligung so vieler Christen daran kann und will ich mir nicht erklären.

Zusammenfassend halte ich im Hinblick auf das Unterrichtsgeschehen und die eingangs gestellten Fragen folgendes fest:

1. *Wenn Gott der Herr über Leben und Tod ist, wenn er jedes menschliche Leben als seine Schöpfung bejaht (vgl. nochmals Ex 4,11), bedeutet eine Behinderung keine Einschränkung der Gottesebenbildlichkeit. Was die erste Schöpfung anbetrifft, bestehen also zwischen Behinderten und Nicht-Behinderten keine qualitativen, sondern quantitative Unterschiede. Behinderte wie Nicht-Behinderte können als Menschen gelingendes oder; religiös gesprochen, heiles Leben erfahren. Gott als Schöpfer aller kann dann von allen Menschen für ihr Leben verantwortlich gemacht werden, aber ihm kann ich, mehr oder weniger behindert, auch danken für das Gelingende in meinem Leben.*
2. *Gott stellt sich bis zur Identifizierung auf die Seite der Behinderten wie auf die Seite der Armen, Ausgestoßenen, Randgruppen. Daß an ihnen „die Werke Gottes offenbar werden“ (Joh. 9,3) heißt umgekehrt, daß sie die Sündhaftigkeit unserer Gesellschaft aufzeigen. Sie tragen die sichtbaren Folgen der Lieblosigkeit, die wir alle erleiden. Wir alle bedürfen der Erlösung durch die zweite Schöpfung in Christus. Die gelingende Begegnung von behinderten und nicht-behinderten Menschen kann ich christlich als Herinbrechen des Gottesreichs deuten. Die Gottesbegegnung geschieht im „Dazwischen“, bleibt also unverfügbar. Heilen fängt so an. Daß Heilungsprozesse – wie ominös-mirakulös auch immer – auch zuende kommen, will ich nicht ausschließen, nur kann ich solche Heilungswunder nicht losgelöst von der Hoffnung auf das Heil-werden der ganzen Welt und aller Menschen betrachten.*

GESELLSCHAFTLICHE ANALYSE

Für die Lebenssituation behinderter Menschen in unrer Gesellschaft sind **rechtliche Bestimmungen** von entscheidender Bedeutung. Ein generelles Diskriminierungsverbot existiert nicht. Gegen viele Diskriminierungen (behinderte Hotelgäste als Grund für Preisminderung, Benachteiligung bei Versicherungsabschlüssen etwa) besteht so keine rechtliche Handhabe. Verfassungsrechtliche Vorstöße der Oppositionsparteien in diese Richtung blieben erfolglos. Besondere Gesetze regeln finanzielle Entlastungen, schützen vor Kündigungen, schreiben das Recht auf besondere Ausbildung fest. Daß die existierenden Regelungen aber durchaus zwiespältigen Charakter tragen, zeigt ein genauer Blick: § 1 der VO zu § 7 des Bundessozialhilfegesetzes definiert körperlich Behinderte (auf ihre Situation richte ich mein besonderes Augenmerk) als „Personen, bei denen infolge einer körperlichen Regelwidrigkeit die Fähigkeit zur Eingliederung in die Gesellschaft in erheblichem Umfang beeinträchtigt ist.“³⁾ Die Abweichung von einer medizinischen Durchschnittsnorm wird als Regelwidrigkeit bezeichnet. Behinderung laut Gesetzestext ist das individuelle Problem der von ihr Betroffenen. Ihnen gebriecht es an der Fähigkeit zur Integration. Dabei ist das doch gerade das Ziel behinderter Menschen: Die Teilnahme am Leben der „Normalen“!⁴⁾

In § 1 des Schwerbehindertengesetzes heißt es: „Schwerbehinderte im Sinne dieses Gesetzes sind Personen, die körperlich, geistig oder seelisch behindert und infolge ihrer Behinderung in ihrer Erwerbsfähigkeit ... um wenigstens 50% gemindert sind.“⁵⁾ Behinderung wird also gemessen an der Produktionskraft des Behinderten, der Behinderten. Umgekehrt bestimmt dann auch die Konjunktur das Interesse an der Rehabilitation und Integration Behindertener in den Arbeitsprozess. Bei Arbeitskräftemangel stehen die Chancen für die Behinderten am besten.⁶⁾ Die Entwicklung, „daß eine zunehmende Zahl von Behinderten nur noch in Behindertenwerkstätten Beschäftigung findet“⁷⁾, ist angesichts von Wirtschaftskrisen nur logisch. So bestimmt die Frage nach der Wirtschaftlichkeit die rechtliche Lage.

Behinderung als **medizinische** Kategorie wird unterschieden von Krankheit. Denn im Gegensatz zu den meisten Krankheiten, ist die Behinderung „eine bleibende körperliche oder geistige Schädigung oder eine Schädigung eines Sinnesorgans, durch welche die Teilnahme am sozialen Leben in irgendeiner Form beeinträchtigt, erschwert oder verunmöglicht wird.“⁸⁾ Behindertengerechte Medizin wird versuchen, die vorhandenen Fähigkeiten zu fördern mit dem Ziel einer Kompensation der nicht vorhandenen.

Im Alltag kommt es hier zur Überschneidung mit der **Pädagogik**. Die Sonderpädagogik ging jahrzehntelang von der Prämisse aus: Die beste Förderungsmöglichkeit bietet die Sonderschule für behinderte Kinder. Die Sonderschule als Regelfall für alle behinderten Kinder schreibt auch der Gesetzgeber ausdrücklich vor. Die zugrundeliegende These, daß Kinder, je homogener die Lerngruppe, desto besser zu fördern seien, wankt allerdings mittlerweile. An die Stelle der Forderung nach mehr Sonderschulen ist die nach einer veränderten Grundschule getreten, die von nicht behinderten wie behinderten Kindern – unterstützt von Sonderpädagogen – besucht wird. Schulversuche in diese Richtung finden seit den 70er Jahren statt.⁹⁾ Das Konzept führte zum Abschied von der homogenen Lerngruppe auch in der Regelschule.

In der **Politik** spielen Behinderte mit wenigen Ausnahmen keine Rolle, ihre Anliegen werden am ehesten noch auf kommunaler Ebene diskutiert: Die Absenkung von Bordstufen ist für Rollstuhlfahrende ein entscheidendes Problem. Erst allmählich hat sich in den letzten Jahren behindertengerechtes Bauen in den Städten durchgesetzt. Um- und Einbauten bei bestehenden Gebäuden bleiben bei Sparsatz allerdings jetzt auf der Strecke. Für die Mobilität behinderter Menschen ist die Zugänglichkeit zu den öffentlichen Verkehrsmitteln entscheidend. Noch in den 80er Jahren sprach sich der Internationale Verband der öffentlichen Verkehrsbetriebe „aus Sicherheits- und Kostengründen“¹⁰⁾ gegen den behindertengerechten Ausbau der U-Bahnen aus. Erst seit kurzem sind Frankfurter U-Bahnen für Rollstuhlfahrer/innen zugänglich. Ob

und wie Behinderte am öffentlichen Leben teilnehmen können, wird in den Rathäusern entschieden.

Behinderung als **soziologisches** Phänomen muß der Lebenssituation Behinderter in unserer Gesellschaft Rechnung tragen. Behinderung wird dann nicht als individuelles Schicksal verstanden, sondern als Produkt sozialer Gegebenheiten. Das hat zur Folge, daß „Behinderungen auch nicht individuell überwunden werden können, sondern die Veränderung der gesamten gesellschaftlichen Verhältnisse voraussetzen.“¹¹⁾ Oder zugespitzt: Behinderung ist dann das, was Gesellschaft als solche definiert. Medizinisch gesprochen, mögen wir alle irgendwie größere oder kleinere Behinderungen mit uns herumschleppen, aber nur ein paar von uns werden aufgrund ihrer Behinderung diskriminiert. Diese paar werden auf die Rolle der Mitleidsempfänger festgelegt. Als Fürsorge-Objekte dürfen sie, und nur diese Rolle wird akzeptiert, „heitere Dulder“ spielen¹²⁾. Wer immer vermittelt bekommt: „Du bist so hilflos“ oder „Du bist überflüssig“, dem/der wird Selbstannahme und Selbstbewußtsein fast unmöglich gemacht.

Die **„Krüppel“-Bewegung** als Teil der neuen sozialen Bewegungen in den 70er und 80ern setzt sich gerade dieses Unmögliche zum Ziel: Die Begründung einer positiven Identität, mit der ich dann auch selbstbewußt und „unbotmäßig“ meine Forderungen vertreten kann, selber politisch handle. Die Behinderung gehört zur Identität, nicht aber die daraus von den „Normalen“ abgeleiteten Einschränkungen.

Eine wichtige Rolle für den Prozeß der Selbstvergewisserung spielt die **biographische Literatur** behinderter Autoren/Autorinnen. Der Spastiker Christy Brown beschreibt, daß er sich seiner selbst als Behinderter erst als zehnjähriger Junge bewußt wurde: Da zerbrach das Gefährt, in dem ihn seine Freunde immer mitnahmen. Er war mit einem Mal allein¹³⁾. Die Literatur Behinderter ermöglicht Nichtbehinderten die Teilnahme an den Sehnsüchten Behinderter. Was wünschen sich Behinderte wie nichts auf der Welt? So zu sein, wie die „Normalen“ oder eine Welt, in der sie ihre Behinderung nicht mehr

als solche erfahren? Im „Land der Hinkenden“ Fürchtgott Gellerts gibt es keinen Menschen, „der nicht gestottert, wenn er redete, nicht wenn er ging, gehinket hätte“.

Das Gedicht „Der Blinde und der Lahme“ des gleichen Dichters erzählt in einer schönen Allegorie, wie das Miteinander von Behinderten und sogenannten Nicht-Behinderten aussehen könnte. Der Lahme spricht zum Anderen:

„Entschließe dich, mich fortzutragen,
so will ich dir die Stege sagen:
So wird dein starker Fuß mein Bein,
mein helles Auge deines sein.
Der Lahme hängt, mit seinen Krücken,
sich auf des Blinden breiten Rücken.
Vereint wirkt also dieses Paar,
Was einzeln keinem möglich war.“¹⁴⁾

LERNZIELÜBERLEGUNGEN

Die Schüler/innen wachsen in einer Welt auf, in der die Beurteilung von Menschen nach rein ökonomischen Kriterien zunimmt. Und sie leben in einer Welt, in der die Gewalt gegen alle, die von der Durchschnittsnorm abweichen, anwächst. Immer häufiger werden Behinderte Opfer von Gewalt. Auch Grundschüler/innen werden mit Diskriminierung konfrontiert, haben Anteil an ihr. Ich wünsche ihnen die Erfahrung, daß Leben nur da gelingen kann, wo ich dem anderen, der anderen ohne Angst (d.h. u.a. ohne Vorurteile) begegnen kann. Nur so kann ich ja meine eigenen Behinderungen akzeptieren. Einige der Schüler/innen werden Diskriminierung aufgrund ihrer eigenen „Regelwidrigkeiten“ schon erlebt haben. In der Zukunft können sie selber zu Behinderten werden.

Der Forderung, das Thema aus dem Blickwinkel der Betroffenen zu betrachten, entspricht die religiöse Überzeugung, daß Gott sich mit dem behinderten Menschen identifiziert. Wenn ich selbstverständlich davon ausgehe, daß das Leben von Menschen mit einer Behinderung gelingendes Leben sein kann, muß ich nach den Umständen fragen, die die Erfahrung von gelingendem Leben für Behinderte erschweren oder unmöglich machen. Die religiöse Übersetzung von gelingendem Leben lautet heiles Leben. Ganz und gar gelingendes Leben kann es hier so wenig geben, wie

ganz heil(ig)es Leben in unheiliger Welt. Aber fragmentarisch kann ich Heil erfahren. „Ich verwirkliche mich, und indem ich mich verwirkliche, verwirkliche ich Gott, aber ich verwirkliche mich nie ohne den anderen.“¹⁵⁾ Das gilt auch für die Begegnung und das Zusammenleben behinderter und nicht behinderter Kinder.

Meine Schüler/innen sollen eben das lernen und erfahren: **Daß das Zusammenleben behinderter und nicht behinderter Menschen zu gelingendem/heilem Leben gehört.** (Die Formulierung weicht an zwei Punkten von der in den Rahmenrichtlinien ab: Den Hilfe-Gedanken nenne ich nicht ausdrücklich. Ich führe mit „heilem Leben“ eine religiöse Kategorie in das Lernziel ein.)

Dieses Lernziel beinhaltet:

1. **mit den Schüler/innen eigene Erfahrungen von Behinderungen zu thematisieren.**
2. **ihnen zu vermitteln: gelingendes Leben für Behinderte ist möglich, weil**
3. **nicht die Behinderung gelingendes Leben verhindert, sondern die Isolation der Behinderten. Die Kinder sollen**
4. **die Normalität behinderter Kinder (ihre besondere Alltagswelt und die Gemeinsamkeiten) kennenlernen,**
5. **herausfinden, was das Zusammenleben behinderter und nicht behinderter Kinder verhindert. Sie sollen**
6. **aus der biblischen Botschaft erfahren, wie Jesus gelingendes Leben für behinderte Menschen ermöglicht und**
7. **daß Heilung mit gelingendem Zusammenleben beginnt.**

ZUR UNTERRICHTSPLANUNG

Etwas lernen und erfahren sollen die Schüler/innen. Mit dem ersten Verb beschreibe ich die kognitive Seite des Lernziels: Die Schüler/innen sollen das Phänomen differenziert, unterscheidend betrachten. Sie sollen aber auch Diskriminierungen beschreiben. Eine angemessene Arbeitsform ist das **schriftliche Arbeiten**. Für die hier notwendigen Lehrerinformationen werde ich als Vermittlungsform den Frontalunterricht, als Medium einen Tafel-Text wählen.

Dem kritischen Beschreiben soll die gemeinsame Suche nach Lösungen für eine behindertengerechte Umwelt folgen. Der **Stuhlkreis** bietet die beste Möglichkeit dafür: Alle Vorschläge sind wichtig, darum müssen wir uns alle gegenseitig anschauen können. Auch für das gegenseitige Mitteilen von Erfahrungen wird der Stuhlkreis, der dann zum Erzählkreis wird, die besten Voraussetzungen bieten.

Zu Beginn der Einheit werde ich versuchen, mit Hilfe eines Gruppenfotos, das die körperbehinderten Kinder des Nachbarorts und Kinder aus meiner Klasse zeigt, an ein Ereignis aus der Gruppen-Biographie anzuknüpfen. Anhand von **Fotos** sollen auch die neuen Erfahrungen der Gruppe während des Besuchs in der Heinrich-Steuil Schule verbalisiert werden: Diese beim Besuch entstandenen Bilder dokumentieren diesen Ausflug als neues Kapitel der Gruppen-Biographie. (Hinterher können die Bilder aufgehängt werden)

Die **Erzählung „Der Zappler findet eine Freundin“** bietet die Möglichkeit der Identifizierung mit dem „Helden“ und ist darum ein wichtiges Medium, wenn es in der Stunde vor dem Schulbesuch darum geht, den Schüler/innen die Welt behinderter Kinder „erfahrbar“ zu machen.

Für das „Programm“ des **Besuchs** in der Schule für körperbehinderte Kinder tragen die zwei Lehrerinnen die Verantwortung, deren Klassen wir, in Gruppen zu je sechs, besuchen werden. Kurz vorher werden wir uns noch einmal treffen. Soviel steht aber schon fest, daß meine Schüler/innen am ganz normalen Unterricht der anderen Kinder teilnehmen werden, u.a. am Schwimmunterricht. Der Besuch geht über drei Schulstunden.

Jesu Umgang mit behinderten Menschen zu verdeutlichen, habe ich **Mk. 10,46-52** ausgewählt. Die Verwendung eines **Dias von Kees de Kort** wird den Blick der Kinder auf die Situation des blinden Bartimäus richten. Bei den Bildern Kees De Korts handelt es sich um gute Gebrauchskunst. Eine Verwendung als Illustration ist angemessen. Das projizierte Dia im abgedunkelten Raum ermöglicht besser als ein Poster, sich in die Figur hineinzuversetzen. Die **Nacherzählung Walter Neidharts** im „Erzählbuch zur Bibel“,

Bd. 2 (Lahr, Düsseldorf/Zürich 1989, S. 143-146) erzählt aus der Perspektive des Bartimäus und verbindet das Einzelschicksal mit der Heilsgeschichte, indem sie auf das „Sohn Davids“ Motiv eingeht. In der Nacherzählung liegt ein Schwerpunkt auf der sozialen Isolation des Blinden. Diesen Aspekt werde ich in meiner Wiedergabe verstärken. Ich habe dafür durchaus Anhaltspunkte im biblischen Text.

Daß Gott selbst einem in der Begegnung von behinderten und nicht behinderten Menschen begegnen kann, will ich den Schüler/innen in der letzten Stunde vermitteln. Dabei darf der Charakter der Unverfügbarkeit von Gottesbegegnungen nicht verloren gehen, es geht um mystische Erfahrungen. Ich werde deshalb als **Medium eine chassidische Legende** wählen. Die Transformation auf die Situation behinderte – nichtbehinderte Menschen soll mit Hilfe des Sprachspiels: „Garbe – Gabe“ passieren.

Anmerkungen

- 1 Jaene, S. 113
- 2 Gennerich, S. 134
- 3 nach Rudnick, S. 23
- 4 vgl. Klee: Behindert, S. 11
- 5 nach Rudnick, S. 23
- 6 vgl. ebd.
- 7 Aengenendt, S. 24
- 8 Behindert-Mitmensch, S. 4
- 9 vgl. Preuss-Laussitz, S. 12 ff
- 10 Aengenendt, S. 25
- 11 Mann, S. 90
- 12 Klee: Behindert, S. 18
- 13 vgl. ebd. S. 33
- 14 Großes Gedichtbuch, S. 173
- 15 Mezger, S. 206

Literaturverzeichnis

- Aengenendt, Hans: Behinderte Wirklichkeit in: Behinderte zwischen Anspruch und Wirklichkeit, hrsg. v. Karl Egon Siepmann u. Friedrich Blum, Stuttgart, Bonn
- AV-Religion. Audiovisuelle Zeitschrift für die Primär- und Sekundarstufe, Jesus von Nazareth, CF 1041, Hildesheim 1987
- „Bartimäus“, Reihe: Was uns die Bibel erzählt, Zeichnungen Kees de Kort, Stuttgart 1985
- Behindert – Mitmensch, hrsg. v. Caritas Schweiz, Luzern 1991
- Das große deutsche Gedichtbuch, hrsg. v. Karl Otto Conrady, Königstein 1978
- Gennerich, Joachim: Der behinderte Mensch im Johannesevangelium in: In der Schwäche ist

Kraft, Behinderte Menschen im Alten und Neuen Testament, hrsg. v. Hans Georg Schmidt, Hamburg 1979, S. 125-145

Jaene, Horst Ingo: Der behinderte Mensch in den synoptischen Evangelien und in der Apostelgeschichte a.a.O. S. 113-124

Klee, Ernst: Behindert, Frankfurt 1980

ders.: Der Zappler, Düsseldorf 1974

Mann, Iris: Aus der Behinderung ins Leben, Hamburg 1981

Mezger, Manfred: Theologie als Wissenschaft in: Ernst Bloch zu Ehren, Beiträge zu seinem

Werk, hrsg. v. Siegfried Unseld, Frankfurt 1965, S. 181-208

Neidhart, Walter: Erzählbuch zur Bibel, Bd. 2, Lahr, Düsseldorf, Zürich 1989

Rudnick, Martin: Laßt uns mit Euch leben! Behinderte und Nichtbehinderte leben und lernen gemeinsam. Mit einem Vorwort von Ulf Preuss-Laussitz, Weinheim, Basel 1983

Rahmenrichtlinien Primarstufe Evangelische Religion, hrsg. v. Hessischen Kultusminister, Wiesbaden 1987

Veit, Bärbel und Reinhard: Religion im vierten Schuljahr, Lahr, Düsseldorf 1987

1. Stunde: Thema: MEIN GIPSARM UND DEIN ROLLSTUHL

Ziel: SS sollen lernen: jede(r) hat Behinderung, aber nicht alle sind behindert

Sinn des U-Abschnitts	Lehrerverhalten	SS-Verhalten
Begrüßung von den Tischen in den Stuhlkreis	Begrüßung „Wir spielen jetzt das Unwetter-Spiel M 1	Begrüßung Im Verlauf des Spiels kommen SS im Kreis zusammen „rudern“ in „Booten“ (Stühlen) nach dem Sturm zur Insel (Kreis)
Einstieg: eigene Erfahrung mit Behinderung (temporär oder bleibend) zur Sprache bringen	„Wer von Euch war schon mal richtig krank?“	SS erzählen
sich Situation von Behinderten vorstellen	„Stellt Euch vor, daß wäre immer so . . . Was bräuchte ich da alles?“	SS erzählen
Anknüpfen an Erlebnis der Klasse mit Kindern aus Behinderten-Hort	„Hier habe ich ein Bild mit Kindern, die sind behindert.“ (Wer erinnert sich?)	SS erinnern sich an das Gruppenfoto
SS soll bewußt werden: behinderte Kinder gehören in den Alltag	Fragen zum Bild	SS erzählen
Es gibt verschiedene Arten von Behinderung	„Was gibt es alles für Behinderungen?“ Aufschreiben der Antworten, danach Zuordnung der genannten Behinderungen mit SS nach Körper-Sinnen	SS melden sich SS melden sich

Sinn des U-Abschnitts	Lehrerverhalten	SS-Verhalten
Schluß	Tafelanschrieb: „Viele Menschen haben eine Behinderung. Manchmal ist sie so schwer, daß der Mensch immer Hilfe braucht. Es gibt . . .“ „Kindermutmachlied“ M 2	SS schreiben von der Tafel ab singen und tanzen

2. Stunde: Thema: ZAPPLERS GRÖSSTER WUNSCH

Ziel: Behinderte Kinder können gelingendes Leben führen

Sinn des U-Abschnitts	Lehrerverhalten	SS-Verhalten
Begrüßung SS sollen sich in Situation von Behinderten versetzen	„Stellt Euch vor: Ihr könnt Eure Arme nicht mehr bewegen . . . wie würdet Ihr z.B. schreiben?“ Erkläre Fuß- und Mund-Schreibeübung	SS antworten SS schreiben ihren Vornamen mit Mund oder Fuß
Isolation ist schlimmer als Behinderung	„Wenn Ihr immer so wäred, was würdet Ihr beklagen, gäb's was, wofür Ihr dankbar wäred?“ „Will Euch jetzt eine Geschichte vorlesen . . .“ („Der Zappler findet eine Freundin“) M 3	SS kommen an die Tafel schreiben Antwort auf SS hören zu
SS sollen erkennen: Behinderte können glücklicher leben, als Nicht-Behinderte vermuten	„Überlegt Euch jetzt: Ihr seid der Zappler, wofür Ihr dankbar wäred“ Lasse beide Tafelhälften vergleichen	SS schreiben Antworten auf andere Tafelseite SS melden sich zum Gespräch
Schluß: Information zum Ausflug in die Heinrich-Steuil-Schule	Kündige Besuch an, Abfahrtszeit, Fahrpreis anschreiben	SS schreiben Informationen ab

3. Stunde: Thema: UNTERRICHTSBESUCH IN DER SCHULE FÜR KÖRPERBEHINDERTE KINDER

Nach unserer Ankunft (Empfang durch die zwei Kolleginnen Frau Braun und Frau Sehnert) verteilen sich unsere Kinder in zwei Gruppen auf ihre zwei

Klassen. Das Zahlenverhältnis Gäste, gastgebende Kinder war in den Klassen fast gleich. Meine Mentorin und ich begleiteten jeweils eine Gruppe. Nach einer ausführlichen Vorstellung: Name, Lieblingsbeschäftigung, Alltag (I. erzählt von seinen täglichen Gehübungen mit einem ZDL) fing in meiner Gruppe der Unterricht mit Mathematik an. Thema sind Wiegen und Gewichte. Die Kinder sollen Gegenstände im Raum suchen, die einem 500 g- Gewicht entsprechen. Dann wird ausgewogen. Zwei behinderte Kinder schätzen am besten.

Anschließend kamen wir alle im großen Raum zusammen. Zwei unserer Schüler/innen spielen etwas auf dem Klavier (als die beiden während der Vorstellungsrunde davon erzählten, hatte Frau Braun sie darum gebeten). Unsere Kinder tanzen und singen das „Kindermutmachlied“ und französische Lieder vor. Später singen wir das Kindermutmachlied gemeinsam. Zusammen spielen wir zwei Bewegungsspiele. (Behinderte und nichtbehinderte Kinder sitzen durcheinander zusammen. Im Vorbereitungsgespräch hatten die Kolleginnen angeregt, daß unsere Kinder den gastgebenden behinderten Kindern ein „Geschenk“, etwa in Form eines Lieds oder Spiels mitbringen könnten.) Zum Schluß stellen die Kinder reihum ein Kind aus dem Kreis vor, das sie neu kennengelernt haben. Zum Abschied singen uns die „Gastgeber“-Kinder noch ein Lied vor.

Als wir wieder in unserer Schule ankommen, fehlt noch eine gute Viertelstunde bis zum Beginn der zweiten großen Pause. Von den Kindern, die nicht am RU teilnehmen und in der Zwischenzeit Vertretungsunterricht hatten, werden wir begrüßt: „Na, wie war's?“. Wir setzen uns alle im Kreis zusammen, und einzelne Kinder aus der RU-gruppe erzählen von unserem Besuch.

4. Stunde: Thema: WIR ERINNERN UNS . . .

Ziel: Behinderte Kinder sind gleich und anders

Sinn des U-Abschnitts	Lehrerverhalten	SS-Verhalten
Begrüßung		
Stuhlkreis formieren	Unwetterspiel	Spielen mit
Vergegenwärtigung der Erlebnisse	breitet Fotos vom Schulbesuch auf dem Tisch aus	betrachten die Fotos, erzählen
SS sollen Unterschiede und Gemeinsamkeiten benennen	„Was war da anders? Was war da gleich?“	
SS sollen Voraussetzungen von Integration herausfinden	„Was müßte sich ändern, wenn die Kinder hier auf die Schule gehen dürften?“	Gespräch
SS sollen lernen: behindertengerechte Umwelt ist eine Voraussetzung für Integration	Bitte geht zurück an Eure Tische Teile Blätter aus Erkläre Aufgabe (M 4)	Malen
(Auswertung)	„Erzählt mal, was Ihr gemalt habt“	SS erklären

5. Stunde: Thema: JESUS UND BARTIMÄUS

Ziel: SS sollen lernen: Jesus überwindet die Ausgrenzung Behinderter und ermöglicht gelingendes Leben

Sinn des U-Abschnitts	Lehrerverhalten	SS-Verhalten
Einstimmung	Begrüßung	
Stuhlkreis formieren	Unwetterspiel	Spielen mit
SS sollen sich in Situation des Behinderten hineinversetzen	Zeige Dia von Bartimäus (M 5) (evtl. Fragen: Erzählt mal)	SS reagieren auf Dia
SS sollen soziale Situation von Behinderten zur Zeit Jesu kennenlernen	Erzähle Vorgeschichte von Bartimäus (M 6)	SS hören zu
SS sollen Situation des Bartimäus nacherleben	Kündige Rollenspiel an „Wer spielt mal den Bartimäus?“	2 bis 3 SS spielen „Bartimäus auf dem Weg zum Stadttor“ (andere SS sind Passanten)
SS sollen lernen, wie Jesus hilft	Befrage Spieler Überleitung zum 2. Teil der Geschichte: Begegnung Jesus - Bartimäus	SS hören zu
SS sollen lernen: Jesus beendet mit seiner Heilung die Isolation des Bartimäus	„Bitte geht zurück an Eure Tische“ „Überlegt Euch drei Dinge, über die sich der Bartimäus jetzt am meisten freut.“	Schreiben
Auswertung	Was habt Ihr herausgefunden?	SS lesen vor
Schluß	„Kindermutmachlied“	Singen und tanzen

6. Stunde: Thema: DAS GLÜCK DER ZWEI BRÜDER

Ziel: SS sollen lernen: Heilung fängt da an, wo gemeinsames Leben gelingt

Sinn des U-Abschnitts	Lehrerverhalten	SS-Verhalten
Begrüßung		
Stuhlkreis formieren	Unwetterspiel	Spielen mit
SS lernen die Geschichte von den zwei Brüdern kennen	Teile Geschichte „Die beiden Brüder“ (M 7) aus „Bitte lest die Geschichte, jede für sich	Lesen
SS sollen Geschichte verstehen	„Was habt Ihr nicht verstanden?“ Erkläre „Garbe“	SS fragen
SS sollen erkennen: Behinderte und Nicht-behinderte gewinnen bei Begegnung	„Stell Euch vor: die Garben wären kein Getreide, sondern GABEN,	SS schreiben und malen die beiden Brüder

Sinn des U-Abschnitts	Lehrerverhalten	SS-Verhalten
Zusammentragen der Ergebnisse	und die beiden Brüder wären ein behindertes und ein nicht behindertes Kind . . .“ Erkläre: Heuhaufen malen, „Gaben“ reinschreiben, die beiden Brüder malen „Was habt Ihr herausgefunden?“ Trage „Gaben“ in große Heuhaufen auf der Tafel ein	SS lesen ihre Ergebnisse vor
SS sollen sich vorstellen: Gott ist bei Begegnung dabei	„Was meint Ihr, wieso Gott bei den beiden Brüdern sein will?“	Gespräch
Schluß	„Kindermutmachlied“	Singen und tanzen

Unwetterspiel

M 1

Prinzip des Spiels ist das Nachahmen und Nachspielen eines Sturms. Die jeweiligen „Wetterveränderungen“ werden vom Unterrichtenden angesagt. Er/Sie führt die Bewegungen vor. Am Schluß des Spiels sitzen alle Schüler/Schülerinnen (SS) im Kreis.

- „Es ist schönes Wetter und ganz warm.“ – L und SS strecken sich, gähnen laut.
- „Jetzt kommt ein Wind auf. Er bewegt die Bäume.“ – SS bewegen ihre Arme hin und her, pfeifen.
- „Jetzt fängt es an zu regnen.“ – SS trommeln mit den Fingern.
- „Es regnet immer heftiger, so heftig, daß es durch das Dach regnet.“ – SS hocken sich unter die Tische.
- „Überall ist jetzt Wasser. Da fließt es schon ins Haus. Wir müssen auf das Dach steigen.“ – SS steigen auf Tische oder Stühle.
- „Mit einem Mal löst sich das Haus vom Boden und wie in einem Boot fahren wir aufs offene Meer.“ – SS rutschen auf den umgedrehten Stühlen.
- „Nach langer Zeit sehen wir eine Insel vor uns, wir landen, steigen aus, es hört auf zu regnen, es wird ganz warm.“ – SS rutschen im Kreis zusammen, drehen die Stühle um, reckeln sich.

„Wir sind auf einer schönen Insel gelandet.“

(Text, Anfang und Schluß können natürlich nach Belieben abgewandelt werden.)

Wenn einer sagt - Kindermutmachlied

M2

The musical score is written on four staves in G major (one sharp) and 3/4 time. The first two staves contain the melody with lyrics 'la, la, la, la, la, - - - - -'. The third and fourth staves contain the melody with lyrics '1. Wenn einer sagt: "Ich mag dich, du, ich find' dich ehrlich gut!", dann krieg' ich eine Gänsehaut und auch ein bißchen Mut.' Chord symbols (F, C, G, B, d) are placed above the notes.

2. Wenn einer sagt: "Ich brauch dich, du; ich schaff' es nicht allein!", dann kribbelt es in meinem Bauch, ich fühl' mich nicht mehr klein.

3. Wenn einer sagt: "Komm, geh mit mir, zusammen sind wir was!", dann werd' ich rot, weil ich mich freu', dann macht das Leber Spaß.

4. Gott sagt zu dir: "Ich hab dich lieb. Ich wär so gern dein Freund! Und das, was du allein nicht schaffst, das schaffen wir vereint."

Text und Melodie: Andreas Ebert
aus: Feiert Gott in eurer Mitte
© Hänssler-Verlag, Neuhausen-Stuttgart

Der Zappler findet eine Freundin

M 3

Im Vorort einer großen, von Autos wimmelnden und nach Abgasen stinkenden Stadt wohnt der „Zappler“. Die Nachbarskinder nennen ihn so, weil er mit Armen und Beinen herumrudert und umherzappelt, als wolle er das Fliegen ausprobieren.

Der Zappler macht das nicht freiwillig. Die Ärzte nennen so einen Jungen mit einem medizinischen Ausdruck: Spastiker. Wenn man ein Spastiker ist, da machen die Arme und Beine gerade, was sie wollen. Die Muskeln verkrampfen sich wie bei einem Wadenkrampf, wenn man zuviel Fußball gespielt hat. Weh tut das, wenn sich alles zusammenzieht. Einfach scheußlich weh. Dann läßt es wieder nach.

Aber nicht nur Arme und Beine machen beim Zappler, was sie wollen, sondern auch die Stimmbänder. Da kommen die Worte aus dem Hals, als hätte sie jemand durch den Fleischwolf gedreht oder durch den Mixer gejagt. Wenn der Zappler „Schuh“ sagen will, hört man beim erstenmal nur „Uuu“. Und deshalb sagen die Nachbarsjungen: „Der Zappler spinnt“. Oder: „Der hat ja eine Macke“.

Der Zappler wohnt mit seiner Mutter allein. Sein Vater ist seit zwei Jahren tot, Verkehrsunfall. Eines späten Nachmittags im Winter will der Zappler das Laufen lernen. So richtig laufen will er lernen, wie das die anderen Jungen auch können. Er läßt sich vom Sofa auf den Fußboden rutschen und hangelt nach der Stuhllehne vom Wohnzimmerstuhl. An der Stuhllehne zieht er sich hoch. Und steht.

Dann bittet der Zappler die Mutter und den Besuch, der gerade da ist, sich in eine Reihe zu setzen. Er klammert sich an den Stuhllehnen fest und läuft den ersten Schritt. Weil das zu anstrengend ist, setzen die Verkrampfungen (die Ärzte sagen: Spasmen) ein. Das Knie tut rasend weh.

Plötzlich rutscht der Fuß weg, das Bein klappt nach, und der Zappler saust zu Boden, haarscharf an der Kante eines Schränkchens vorbei. Der Zappler blutet. Die Mutter verbietet am nächsten Tag alle weiteren Laufversuche.

Eine Woche später gibt es neue Aufregung: Der Zappler sitzt am Tisch, und die Mutter bringt das Essen herein. „Sei ganz ruhig“, sagt sie, als sie hinter dem Zappler durch will, „ich habe hier den Suppenteller in der Hand“.

Doch, wenn der Zappler sich zur Ruhe zwingen will, zappeln Arme und Beine noch viel mehr. So auch jetzt. Sein rechter Arm flattert durch die Luft, schlägt unter den Teller. Der Teller dotzt laut scheppernd zu Boden, die heiße Suppe verbrüht den Arm der Mutter. Die Stimmung ist ausgesprochen stinkig.

Den Winter verbringt der Zappler im Wohnzimmer. Da hat er eine Spielecke, wo er auf dem Boden herumkrabbeln kann. Meist sitzt er am Fenster und starrt hinaus.

Eines Tages im Februar sitzt der Zappler endlich zum erstenmal im Freien. Vor dem Haus ist ein schmaler Grasstreifen, und ein paar Hecken gammeln vor sich hin. Der Zappler räkelt sich in seinem Rollstuhl. Die Sonne kringelt ihm ein paar rote Flecken auf die Backen, die ersten Schneeglöckchen gucken aus dem winterdürben Boden. Der Zappler träumt vor sich hin.

Da klatscht ein sattnasser Schneeball gegen die Mauer, die Schneespritzer platschen ihm in den Schoß. Der Zappler zuckt zusammen, reißt die Augen auf.

An der Hecke stehen zwei Mädchen. Der Zappler ist mißtrauisch. Er sucht ihr Gesicht ab. Er lauert nur darauf, daß die beiden anfangen, ihn nachzuäffen. Daß sie sich vor ihm aufbauen, mit den Armen in der Luft herumwedeln und blöde Grimassen schneiden. Daß sie mit klicksender Stimme seine eigene Stimme nachmachen - diesen vor Aufregung völlig durchgemixten Wortsalat. Daß sie ihre alte Rede blöken: „Na Zappler, wenn zappeln Mode wäre, wärste Weltmeister im Dauerzappeln.“

Aber die beiden Mädchen lächeln ihn an. Der Zappler ist immer noch mißtrauisch, doch er lacht zurück, wenn auch leicht gequetscht. „Wie steht's, wie geht's?“ fragt ihn die eine.

Der Zappler erschrickt. Jetzt muß er eine Antwort geben! Das freundliche Mädchen würde sein Wortgegurgel hören und entweder davonlaufen oder ihn verspotten. Er kannte das ja schon. Der Zappler setzt zum Reden an. Er setzt an und schluckt und gurgelt. Aber vor Aufregung ist die Kehle wie zugeschnürt. Dann kriegt er immerhin etwas heraus: „Guut“, sagt er, „gut“.

„Wir müssen in die Volksbücherei“, ruft die kleinere, „aber wir sehen uns ja jetzt sicher öfter.“

Und weg sind sie.

In dieser Nacht hat der Zappler einen schönen Traum: Er kann laufen wie andere Jungens. Er träumt, wie er als Mittelstürmer in der Schülermannschaft drei Tore schießt. Er träumt, daß er wieder im Vorgarten sitzt und ohne Stottern mit den beiden Mädchen redet.

Das Wetter bleibt die nächsten Tage schön. „Ich will wieder raus“, sagt er seiner Mutter. „Aber nicht mehr in den Vorgarten. Ich will auf dem Bürgersteig sitzen.“ Dabei macht er vor Aufregung und Angst bald in die Hose.

Der Zappler ist der absolute Knüller der Straße. Gleich ist er eingekleilt zwischen Scharen von Kindern. Sie halten noch etwas Abstand, wie Zoobesucher vor einem Lama, weil es bekanntlich spuckt. Aber der Ring ist dichtgeschlossen.

Der Zappler fühlt sich gefangen, umstellt. Wäre er nur hinter der Hecke halbverborgen geblieben, denkt er.

Die Kinder sagen nichts. Aber sie glotzen neugierig. Sie wispern und kichern, gackern und schnattern. Aber zum Zappler sagen sie nichts. Und der kriegt vor Aufregung auch kein Wort aus dem Hals raus.

Da kommt das Mädchen von neulich um die Ecke. Der Zappler fühlt sich gleich besser.

„Was steht ihr da wie die Hornochsen und gafft so blöde?“ fährt sie den glotzenden Haufen an.

„Das geht dich einen feuchten Käse an“, schreit einer der Jungen zurück.

„Wenn man euch so anglotzen würde, daß bald die Augen zum Holzkopf rauspringen, hättet ihr doch auch was dagegen, oder?“

Die Horde trollt sich. Der Zappler bedankt sich bei Ingrid, wie das Mädchen heißt.

Doch die schüttelt nur lässig die Schultern: „War doch klar.“ Ingrid holt sich aus einem Nachbarhaus einen Stuhl. Sie unterhalten sich, als würden sie sich schon Jahre kennen. Der Zappler hat Vertrauen gewonnen. Und wenn er Vertrauen hat, dann klingt seine Sprache nicht mehr wie durch den Mixer gejagt, sondern man versteht ihn.

„In welche Schule gehst du denn?“

Da läuft der Zappler rot an: „Ich bin noch nie in die Schule gegangen.“

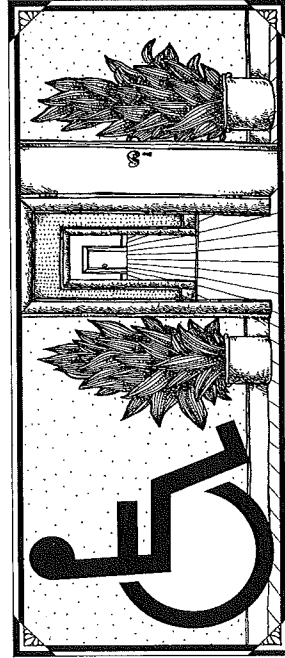
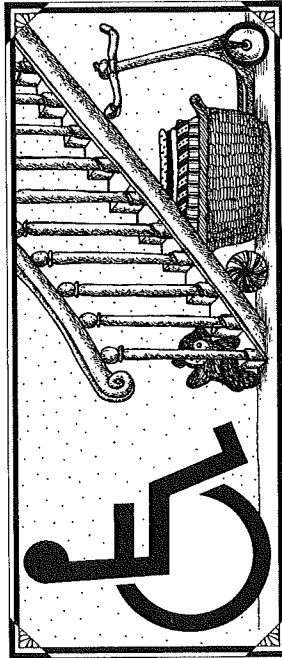
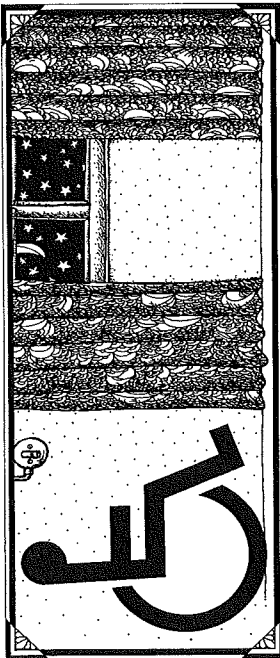
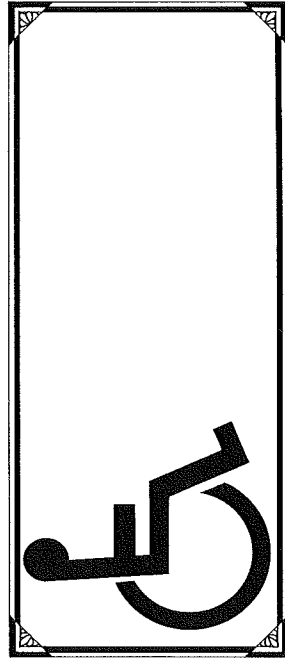
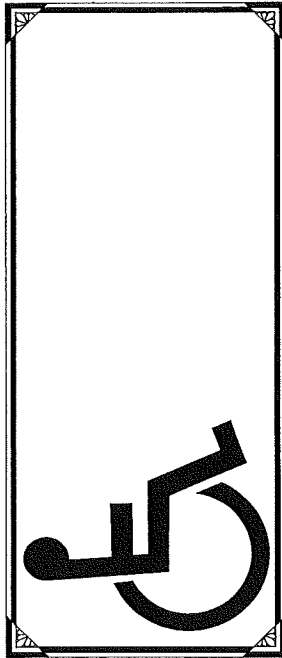
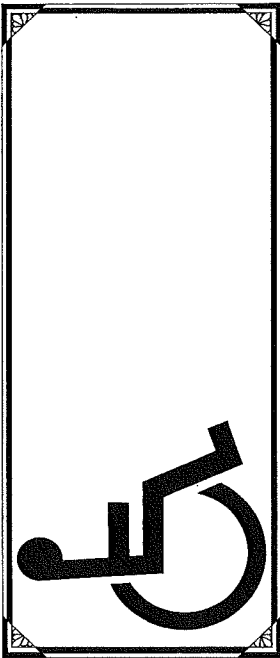
„Das gibt's doch nicht. Erzähl das meinem Meerschweinchen, aber nicht mir. So groß und noch nie zur Schule gewesen. So'n Quatsch.“

Der Zappler hat es jetzt richtig schwer, Ingrid zu überzeugen: „Ich bin körperbehindert, ein Spastiker. In die Volksschule haben sie mich nicht aufgenommen. Ich wäre zu behindert und würde nur den Unterricht stören. In eine Schule für Behinderte konnte ich nicht. In unserem Ort gab es keine. Deswegen sind wir hierher gezogen. Vielleicht kriege ich bald einen Platz in der Schule hier.“

Eine so lange Rede hat der Zappler schon lange nicht mehr aus seiner Kehle herauswürgen können. Er hat nach den langen Wochen am neuen Ort eine Freundin gewonnen, in deren Gegenwart er keine durchgemixten Worte produziert, sondern schon verständlich sprechen kann.

aus: Ernst Klee: Der Zappler, Düsseldorf 1974

M 4



aus: Bärbel Veit / Reinhard Veit; Religion im vierten Schuljahr; Verlag Ernst Kaufmann, Lahr und Patmos Verlag GmbH, Düsseldorf; Kopiervorlagen Seite 4 und 5

M 5



Kees de Kort

aus: Bartimäus, Herausgegeben von der Deutschen Bibelstiftung Stuttgart © 1970

Ein Bettler auf dem Weg nach Jerusalem

M 6

Bartimäus, der Sohn des Timäus, war bei Meister Mattias in der Lehre. Er wollte Teppichknüpfer werden. Der Meister war berühmt für seine Kunstfertigkeit. Der farbige Teppich in der Synagoge von Jericho, der den Schrein mit den Gesetzesrollen überdeckte, stammte von ihm. In weinroten und hellblauen Farben gehalten, strahlte in seiner Mitte golden ein siebenarmiger Leuchter und machte den ganzen Raum hell.

Der junge Bartimäus hatte Freude an der Arbeit und machte Fortschritte. Er lernte, welche Farben zusammenpassen und wie man die Fäden wechseln und verknüpfen muß, damit das beabsichtigte Muster vor dem Hintergrund sichtbar wird. Im dritten Lehrjahr durfte er bereits eine selbständige Arbeit übernehmen: Der Synagogenvorsteher hatte für sein neues Speisezimmer einen Wandteppich mit dem sechseckigen Davidsstern darauf bestellt. Unter dem Stern sollte in heiligen Buchstaben das Wort „Davids-Sohn“ stehen. Bartimäus begann das Werk mit Eifer von unten nach oben und war schon auf der Höhe, wo er die Fäden für die Buchstaben zurechtlegte. Der Meister ließ ihn die Buchstaben zuerst in der für den Teppich gewünschten Größe auf Papier zeichnen. Er freute sich, als der Lehrling die Buchstaben sauber und exakt auf das Blatt brachte.

„Weißt du auch, was dies bedeutet: 'Davids Sohn'?“ fragte er. „Ja, Meister, das hat uns der Rabbi oft erklärt, als wir bei ihm lesen lernten. Sohn Davids ist der König und Befreier, den Gott uns senden wird.“ Mattias antwortete: „Möge er bald kommen! Das Joch der Römer liegt hart auf unserem Nacken, und unser Volk seufzt und schreit zum Herrn, wie es einst im Sklavenhaus in Ägypten geschrien hat.“ - Da fragte der Junge: „Warum will der Synagogenvorsteher diesen Teppich haben?“ „Weil er täglich für das Kommen des Davids-Sohns betet. Er hat viel erlitten unter den Römern. Sie haben einen seiner Söhne getötet.“

In den nächsten Tagen sah man auf dem angefangenen Teppich bereits, wie die Buchstaben emporwuchsen. Doch Bartimäus mußte die Arbeit unterbrechen. Er hatte eine Augenentzündung bekommen. Die Augen waren gerötet und schmerzten. Wenn er auf den Teppich blickte, verschwamm alles vor seinen Augen. Die Großmutter wußte Rat. Sie kannte ein Heilkraut, kochte daraus einen Absud und machte damit dem Jungen Umschläge auf die Augen. Doch es wurde nicht besser. Wenn er die Augen öffnete, tat ihm jeder Lichtstrahl weh. Er trug ständig eine Binde über den Augen. Er war unglücklich, daß er nicht mehr zur Arbeit gehen konnte. Meister Mattias mußte den Teppich mit dem Davidsstern selbst vollenden.

„So kann es nicht mehr weitergehen“, fand Vater Timäus und reiste mit seinem Sohn nach Jerusalem zu einem Augenarzt. Der holte aus dem Arzneischrank ein Fläschchen und tröpfelte daraus eine ätzende Flüssigkeit in die Augen des Kranken. Das schmerzte entsetzlich. Der Arzt versicherte, das sei ein gutes Zeichen. „In einigen Tagen bist du geheilt.“

Nachdem sie wieder zu Hause waren, heilte zwar die Entzündung, der Schmerz ließ nach, aber Bartimäus stellte mit Schrecken fest, daß er nicht mehr sehen konnte. Wenn er direkt ins Licht blickte, nahm er noch einen hellen Schimmer wahr, aber sonst war alles für ihn in Dunkel gehüllt. Er war blind geworden. Als ihm das klar wurde, war er verzweifelt. Seine ganze Zukunft als Teppichknüpfer war vernichtet. Ja, er hatte überhaupt keine Zukunft mehr vor sich. Denn damals gab es keine Berufe für Blinde.

Wenn er allein war, weinte er oft und klagte Gott an, daß er ihm dieses Unglück geschickt hatte. Er zweifelte, ob es überhaupt einen gerechten Gott gäbe, wenn er, obwohl er doch nichts Böses getan hatte, blind geworden war. Seine Tage schlichen langsam vorüber, weil er nichts zu tun wußte. In der Nacht träumte er anfangs noch von farbigem Teppichen und leuchtenden Sternen. Mit der Zeit wurden auch seine Träume grau in grau. Nur ab und zu stieg in ihm die Frage auf, ob der Davids-Sohn, wenn er käme, ihn von seiner Blindheit befreien würde. Dann hatte er wieder einen Schimmer von Hoffnung. Doch der Davids-Sohn kam nicht, und in der Seele des Bartimäus wurde es dunkler und dunkler.

Der Vater sah, wie unglücklich sein Sohn war. Er machte ihm den Vorschlag, als Bettler auf die Straße zu gehen und so etwas Geld nach Hause zu bringen. Bartimäus willigte ohne Freude ein und ließ sich ans Stadttor von Jericho bringen. Dort saßen noch andere Bettler. Viele Kaufleute gingen hier vorüber, auch Pilger, die nach Jerusalem wandern und dort beten wollten. Bartimäus saß am Rand der Straße. Wenn er Schritte von Vorübergehenden hörte, rief er: „Erbarmt euch meiner, ich bin blind. Gott wird es euch vergelten.“ Manche gaben nur eine Kupfermünze oder gar nichts. Am Abend, wenn er alles zusammenzählte, was sie auf den Teller gelegt hatten, war es oft nur ein halber Denar.

Ich weiß nicht, wie lange er schon als Bettler gelebt hatte bis zu dem Tag, an dem ein gesprächiger Wanderer ihm von Jesus erzählte, dem neuen Propheten aus Nazaret: „Einen Lahmen hat er geheilt. Das weiß ich von einem, der's gesehen hat. Andere behaupten, daß er auch einen Aussätzigen gesund gemacht und einem Blinden das Augenlicht gegeben hat.“

„Ist das jetzt der Sohn Davids?“ fragte Bartimäus ganz erregt. Der Wanderer: „Vielleicht. Aber sag' das ja nicht laut. Für die römischen Herren ist jeder, der Davids-Sohn genannt wird, ein Feind, dem sie den Kampf ansagen.“

Von da an bekam die Hoffnung bei Bartimäus die Oberhand. Vielleicht wird Jesus mich heilen! Vielleicht ist er der Sohn Davids. So war er denn ganz außer sich, als er hörte, daß Jesus sich in der kommenden Nacht in der Stadt aufhalte und am anderen Morgen nach Jerusalem weiterwandern wollte. Früh am anderen Tag machte sich Bartimäus auf, setzte sich vor dem Stadttor an den Straßenrand und fragte jeden Vorübergehenden: „Kommt Jesus von Nazareth schon?“

Plötzlich hörte er ein großes Gewirr von Stimmen und Schritten. Da wußte er: Jetzt ist Jesus in der Nähe. Da begann er zu rufen und wiederholte seinen Ruf, daß er nicht zu überhören war: „Jesus, du Sohn Davids, erbarme dich meiner!“ Die Vorübergehenden hießen ihn zu schweigen. Ihnen war unangenehm, daß dieser Ehrenname in der Öffentlichkeit für Jesus gebraucht wurde. Wenn eine römische Wache in der Nähe wäre, konnte das üble Folgen haben.

Doch Bartimäus ließ sich nicht zum Schweigen bringen. Sein Ruf wurde lauter: „Jesus, du Sohn Davids, erbarme dich meiner!“ Da hört ihn Jesus, bleibt stehen und spricht: „Wer ruft so? Laßt ihn herzutreten.“ - Die Leute sagen es Bartimäus, treten zurück und bilden eine Gasse. Und Bartimäus steht auf, läßt, damit nichts ihn hindert, seinen Mantel fallen und läuft, so schnell er kann, auf Jesus zu. Er hört Jesus Stimme: „Was willst du, daß ich dir tun soll?“ Jetzt kann er die Bitte aussprechen, in der das ganze Elend der vergangenen Jahre zusammengefaßt ist: „Herr, daß ich wieder sehend werde.“ Und zitternd vor freudiger Erwartung hört er die Antwort Jesu: „Gehe hin, dein Glauben hat dich gesund gemacht.“

Da ist es ihm wie einem, der nach einem langen bösen Traum die Augen öffnet und den hellen Tag vor sich sieht. Er kann es gar nicht fassen, daß der böse Traum schon vorüber ist. Er sieht Jesus vor sich stehen und die vielen Menschen um ihn herum. Ihre Gesichter blicken aufmerksam auf ihn. Alles leuchtet in bunten Farben, die Gewänder, die Straße, die Palmen, die Stadtmauer, der blaue Himmel. Bartimäus sieht so hell und klar wie damals, als er noch bei Meister Mattias Teppiche knüpfte. In seinem Innern fühlt er einen gewaltigen Strom von heiliger Freude. Er sinkt in die Knie und stammelt ein Dankgebet.

Jesus verabschiedet sich mit einem segnenden Zeichen der Hand und wendet sich ab, um den Weg nach Jerusalem fortzusetzen. Bartimäus steht auf und überlegt, was er jetzt gleich tun soll, jetzt, da er so glücklich ist über die Heilung: Nach Hause laufen und dort alles erzählen? Zu Meister Mattias gehen und nach Arbeit fragen? Nein, er schließt sich den Menschen an, die Jesus nach Jerusalem begleiten. Er will Jesus nachfolgen. Er will noch mehr erfahren von diesem Mann, dem er so viel zu verdanken hat.

aus: Walter Neidhart: Erzählbuch zur Bibel, Bd. 2, Lahr, Düsseldorf, Zürich 1989

Die beiden Brüder

M 7

Zwei Brüder wohnten einst auf dem Berg Morija. Der jüngere war verheiratet und hatte Kinder, der ältere war unverheiratet und allein. Die beiden Brüder arbeiteten zusammen, sie pflügten das Feld zusammen und streuten zusammen den Samen aus. Zur Zeit der Ernte brachten sie das Getreide ein und teilten die Garben in zwei gleichgroße Stöße, für jeden einen Stoß Garben.

Als es Nacht geworden war, legte sich jeder der beiden Brüder bei seinen Garben nieder, um zu schlafen. Der ältere aber konnte keine Ruhe finden und sprach in seinem Herzen: Mein Bruder hat eine Familie, ich dagegen bin allein und ohne Kinder und doch habe ich gleich viele Garben genommen wie er. Das ist nicht recht. Er stand auf und nahm von seinen Garben und schichtete sie heimlich und leise zu den Garben seines Bruders. Dann legte er sich wieder hin und schlief ein. In der gleichen Nacht nun, geraume Zeit später, erwachte der jüngere. Auch er mußte an seinen Bruder denken und sprach in seinem Herzen: Mein Bruder ist allein und hat keine Kinder, Wer wird in seinen alten Tagen für ihn sorgen? Und er stand auf, nahm von seinen Garben und trug sie heimlich und leise hinüber zum Stoß des älteren.

Als es Tage wurde, erhoben sich die beiden Brüder, und wie war jeder erstaunt, daß ihre Garbenstöße die gleichen waren wie am Abend zuvor. Aber keiner sagte darüber zum anderen ein Wort.

In der zweiten Nacht wartete jeder ein Weilchen, bis er den anderen schlafend währte. Dann erhoben sie sich und jeder nahm von einem Garben, um sie zum Stoß des anderen zu tragen. Auf halbem Weg trafen sie plötzlich aufeinander und jeder erkannte, wie gut es der andere mit ihm meinte. Da ließen sie ihre Garben fallen und umarmten einander in herzlicher, brüderlicher Liebe. - Gott im Himmel aber schaute auf sie hernieder und sprach: Heilig, heilig sei mir dieser Ort. Hier will ich unter den Menschen wohnen.

Aus dem Hebräischen übertragen.

EIRENE: Friedensdienst für Jedermann / Jedefrau

Rüdiger Mack

In der Mitte der sechziger Jahre wurde das Friedensthema in der evangelischen Kirche wieder aktuell. Die Diskussion wurde ausgelöst durch die „Ostdenkschrift“ der EKD, deren klare Aussagen als gelungene Form „politischer Diakonie“ empfunden wurden. Das intensive Gespräch über Friedensfragen beherrschte auch den Kirchentag in Hannover 1967. In den Aufwind gerieten damals die christlichen Friedensdienste, die sich 1968 im Dachverband „Aktionsgemeinschaft Dienst für den Frieden“ zusammenschlossen. In der Aufbruchstimmung jener Zeit empfanden wir die Beschränkung des Friedensdienstes auf junge Leute als Engführung und erwogen eine Ausweitung zu einem Friedensdienst für Jedermann. Doch bald rückten die Themen der siebziger und achtziger Jahre in den Vordergrund: der Widerstand gegen den Ausbau der Atomwirtschaft, der Rüstungswettlauf, die Friedensbewegung. Die Idee eines umfassenden Friedensdienstes geriet fast in Vergessenheit. Ich mußte als Ruheständler erst in eine resignative Phase kommen, um den Gedanken in mir wieder zu neuem Leben zu erwecken. Damals – 1986 – faßte ich den Entschluß, nach Nordirland zu gehen und dort für einige Zeit Versöhnungsarbeit zu leisten. Doch fand ich trotz langem Suchen kein Projekt im Lande, das sich einen älteren Mitarbeiter aufladen wollte.

Durch eine Freiwillige von „Aktion Sühnezeichen“ kam ich in Verbindung mit einem Quäker, der das Friedenskomitee der „Religiösen Gesellschaft der Freunde“ – so der offizielle Name der Quäker – in der US-Zentrale in Philadelphia/USA managte. Hier machte ich ein halbes Jahr einfache Büroarbeiten; neben dem Dienst war ich noch in einer Suppenküche in der ganz verwahrlosten Nachbarstadt Camden tätig. Ich habe mich in dieser Zeit nicht geschont und war manchmal an der Grenze meiner Leistungsfähigkeit. Das Verständnis der „Friends“ half mir über

die Krisenmomente. Obwohl sie nicht missionieren dürfen, fragte der eine und andere hinter vorgehaltener Hand: „Willst Du nicht Quäker werden?“ Ich antwortete „Ihr singt ja nicht und habt keine Choräle!“ Aber clever, wie sie nun mal sind, unterliefen sie meine Ablehnung. Beim Abschied überreichten sie mir eine Urkunde, beglaubigt durch achtzehn Mitglieder des Peace Committee, in der sie mich zum „Ehren-Quäker“ ernannten. Dieser Akt war zwar nur ein liebenswürdiger Gag, doch ich fühle mich herausgefordert, nach den drei Grundprinzipien ihrer Ethik zu leben: **Wahrhaftigkeit – Nächstenliebe – Weltverantwortung.**

Nach meiner Rückkehr setzte ich mich mit „EIRENE, Internationaler Christlicher Friedensdienst“ (Geschäftsstelle in Neuwied) in Verbindung. Die Organisation, seit 1957 als Entwicklungsdienst, seit 1978 als Friedensdienst (für Jüngere) tätig, war bereit, auch Angehörige der mittleren Generation sowie „junge Alte“ in den Dienst zu nehmen. Da Ältere andere Probleme, Fragen und Lebenserfahrungen haben, werden sie von ehemaligen Freiwilligen ihres Alters, abgesehen von der Betreuung durch die zuständigen Referenten der Geschäftsstelle, abgeholt, beraten und begleitet. Nur das macht die Besonderheit des Friedensdienstes der Älteren aus. Sonst leben diese unter gleichen Bedingungen und mit den Jungen. Die Zusammenarbeit und das Gespräch zwischen den Generationen erleben wir als eine wichtige Beigabe des neuen Dienstes.

Eine Frau, die 1989 im Alter von 50 Jahren in die USA ging, berichtet von ihren Erlebnissen: „Bevor es losging, hatte ich verschiedene Stationen zu durchlaufen: Informationsseminar, Bewerbungsgespräch, Ausreisekurs. Ich wählte die USA. Aus der Fülle der Projekte konnte ich auswählen. Ich entschied mich, als Betreuerin in ein Frauenhaus zu gehen, in ländlicher Idylle, nicht weit von Washington gelegen. Die

Arbeit mit den Frauen, die vor manchmal unbeschreiblicher Gewalt mit ihren Kindern in diesem Heim Zuflucht suchten, hat mir die Augen geöffnet und mich viel lernen lassen über die menschlichen Bedingungen und auch über mich selbst. Ich entschloß mich, das Dienstjahr um sechs Monate zu verlängern und das Projekt zu wechseln. Die Obdachlosen lagen mir mehr und mehr am Herzen, und so ging ich in ein Beratungs- und Service-Center für diese Randgruppe in der Nähe von San Francisco. Dies war eine echte Herausforderung für mich, und was die Kenntnisse der verschiedenen Sozialdienste und -leistungen betrifft, habe ich mich bis zum Schluß ein bißchen durchgemogelt. Was wichtig war, waren die menschlichen Begegnungen. Natürlich gab es schwere Stunden, Frust und resigniertes Fragen: Was soll das alles?!, wenn man immer wieder auf Frauen und Männer traf, die, Opfer des Systems wie viele andere, sich im Grunde gar nicht mehr helfen lassen wollten. Dann spürte man eine Art Ohnmacht. Aber immer wieder gab es Hoffnung, neue Sinnfindung, Mut zum Weitermachen.

Was ich in diesen achtzehn Monaten sah und tat und hörte und erlebte, hat mich ganz sicher verändert, und zwar so, daß ich mich jetzt runder und voller und „wissender“ fühle, daß ich sicherer spüre, worauf es ankommt in meinem Leben – ich habe ein Stück die Welt und auch mich selbst kennengelernt.“

In der Zeit von 1989 bis heute sind zehn Ältere zu einem Sozialen Friedensdienst ins Ausland gegangen. Davon sind sechs Singles und ein Ehepaar in den USA gewesen; je drei waren in der Altenbetreuung und in Obdachlosenprojekten tätig. Der Älteste (68 Jahre alt) lebte und arbeitete zusammen mit entlassenen Strafgefangenen in einem Resozialisierungszentrum; eine jüngere Frau pflegte verwahrloste Kleinstkinder. Seit einigen Wochen arbeitet ein Ehepaar mittleren Alters – der Ehemann pensionierter Berufsoffizier, die Frau Kindergärtnerin – in einem Obdachlosenprojekt in der Nähe von Paris. EIRENE ist auch auf der irischen Insel aktiv, vor allem in Nordirland. Jedoch waren unsere Projektpartner bisher nicht geneigt, Ältere aufzunehmen.

Zum Abschluß der Probephase fassen wir, unter Einbeziehung aller Beteiligten, unsere Erfahrungen im Friedensdienst der Älteren in einem Buch zusammen, das Ende des Jahres erscheinen soll. Zu einer ersten Redaktionssitzung trafen wir uns an einem Wochenende im Januar 1994. Zwar hatten einzelne auch Zeiten der Einsamkeit und Krisen erlebt. Aber rückblickend stellten wir einmütig fest, daß das Dienstjahr für uns eine große Lernzeit auf vielen Gebieten war und daß es uns lang anhaltende Befriedigung und Ermutigung gebracht hat. Einige „junge Alte“ äußerten sich, daß dieser Ausbruch aus dem bürgerlichen Normaltrott geradezu einen „Jungbrunneneffekt“ hervorgebracht habe. Die ersten Freiwilligen, die schon mehrere Jahre wieder in der Heimat sind, berichteten, wie sie draußen den Anstoß erhielten, um sich hier in besonderen Aufgaben innerhalb unserer Gesellschaft zu engagieren.

EIRENE deckt mit seinen Angeboten die Altersspanne von 20 bis 70 Jahren ab. Bevor sich die Organisation den Älterendienst angliederte, hatten schon mehrere Freiwillige, die um 40 Jahre alt waren, einen Dienst mit EIRENE geleistet. Darunter war eine Lehrerin, die in Texas in einem Behindertenheim arbeitete, weiter ein Lehrer aus dem Rheinland, der Aidskranke pflegte und in ihren letzten Lebenstagen begleitete. Beide nahmen die Möglichkeit des Sabbatjahres wahr.

Am Ende eines Streitgesprächs antwortete Eugen Drewermann auf eine zaghafte Frage: „Was sollen wir tun?“ mit der lapidaren Aufforderung: „Macht euch auf die Socken!“ *Die Freiwilligen des Friedensdienstes der Älteren von EIRENE haben sich schon vor einiger Zeit auf die Socken gemacht und ihre Zielrichtung angepeilt. Wenn unsere Socken abgewetzt sind, laufen wir barfuß weiter!*

Kontaktadresse:

Rüdiger Mack
Richard-Wagner-Straße 22
35321 Laubach
Tel.: 0 64 05 / 15 94

Ninive 1983

Rolf Jaene

*Kehrt um! So kanns nicht weiter gehn!
Kehrt ihr nicht um, ihr werdet sehn
wird eure Stadt nicht mehr bestehn!
Ihr werdet alle untergehn!*

Ach hör, du solltest uns verschonen
mit deinen dunklen Visionen.
Die Wirtschaftsstärke unserer Stadt
von außen nichts zu fürchten hat;
wenn wir nur richtig investieren,
kann uns unmöglich was passieren.

Die Stärke des sozialen Netzes,
die Schärfe unseres Strafgesetzes,
Organe, die uns kontrollieren,
das Überleben garantieren.
So können wir in allen Ehren
ein höh'eres Wesen fast entbehren;

*Kehrt um! So kanns nicht weiter gehn!
Kehrt ihr nicht um, ihr werdet sehn,
wird eure Stadt nicht mehr bestehn!
Ihr werdet alle untergehn!*

Hör zu, du solltest uns verlassen,
weil deine Worte uns nicht passen.
Du weißt, daß unser Parlament,
der Kanzler und der Präsident
für unser Wohl und Sicherheit
einstehn und sorgen jederzeit,
von uns gewählt; und niemals wird
geschehen, daß die Mehrheit irrt.
Sie lenken mit geübtem Blick
des Landes und der Stadt Geschick
in diesem unserm Vaterland,
die Herrschaft liegt in unsrer Hand.

*Kehrt um! So kanns nicht weiter gehn!
Kehrt ihr nicht um, ihr werdet sehn,
wird eure Stadt nicht mehr bestehn!
Ihr werdet alle untergehn!*

Hör auf mit deiner Fantasie!
was du da sagst, geschieht doch nie!
Denn die Kultur und Tradition,
der wir verpflichtet, wird uns schon
vor allen schlimmen, ausdenkbaren
Weltkatastrophen wohl bewahren.

Dem Menschegeist bleibt nichts verborgen,
wir können für uns selber sorgen,
denn wir beherrschen die Natur
und fast des Kreises Quadratur.
Wir brauchen niemand auf der Wacht
der uns das Leben unfrei macht!

*Kehrt um! So kanns nicht weiter gehn!
Kehrt ihr nicht um, ihr werdet sehn,
wird eure Stadt nicht mehr bestehn!
Ihr werdet alle untergehn!*

Hör endlich auf mit deiner Predigt.
Für uns hat sich das längst erledigt!
Für uns besteht stets die Verpflichtung
zu sichern uns vor der Vernichtung.
Wir rüsten uns mit schärfsten Waffen,
die anderen Vernichtung schaffen
und glauben, daß Verderben, Tod
von unsren Feinden uns nicht droht,
wenn wir sie furchtbar nur erschrecken.
Soll doch die ganze Welt verrecken!
Nur wir, wir bleiben reich und satt
und sicher hier in unsrer Stadt.

(Das Gedicht entstand nach einer Meditation über die Frage „Wo ist unser Ninive?“ im RU-Fortbildungsseminar „Jona - eine alte Geschichte?“ im RPZ in Schönberg/Ts. am 24.11.1983)

FORTBILDUNGSVERANSTALTUNGEN (September bis Dezember 1994) des Religionspädagogischen Studienzentrums Schönberg

SEPTEMBER 1994

09. – 10. **Fortbildungstagung für Religionslehrer/innen und Pfarrer/innen an Beruflichen Schulen**
Thema: Religionspädagogische Werkstatt:
*„Individualität ist kein Zufall“ – Zur ,organismuszentrierten Evolutionstheorie'
Die Theorie der Evolution ist eng mit dem Namen Darwin verbunden. Inzwischen gibt es zahl-
reiche Veränderungen und neue Entwürfe, die zu kennen und zu bedenken lohnt.*
Leitung: Manfred Kopp / Dr. Andreas Eitz /
Dr. Manfred Grasshoff, Frankfurt
12. – 13. **Projektgruppe „Handlungsorientierter Religionsunterricht in der Sekundarstufe I“**
(geschlossener Kreis)
Leitung: Walter Gerhardt
12. – 14. **Fortbildungstagung für Religionslehrer/innen und Pfarrer/innen an Sonderschulen**
Thema: Meditative Elemente im Religionsunterricht: „Loben und Klagen mit den Psalmen“
*In den Psalmen sind elementare Lebenserfahrungen von Menschen gesammelt. Wir können
sie als Sprach-Hilfe für eigenes Erleben entdecken. Dabei wollen wir unser Lob und unsere
Klage mit Farben und Musik, im Tanz und mit der Sprache ausdrücken.*
Leitung: Anita Müller-Friese / Ulrich Pietsch
19. – 21. **Fortbildungstagung für Religionslehrer/innen und Pfarrer/innen an Hauptschulen**
Thema: „Pfad – Weg – Straße“ – Junge Menschen unterwegs zu unbekanntem Zielen
*Das Verlassen des bisherigen ZU-HAUSES und der Aufbruch spielen im Leben junger Men-
schen eine zentrale Rolle, aber auch in der biblischen Botschaft, von dem Auszug aus dem
Paradies, dem Aufbruch des Abraham bis hin zur Aussendung der Jünger.*
Leitung: Manfred Kopp
19. – 21. **Konferenz der Fachleiter/innen und Kontaktlehrer/innen an Gesamtschulen**
Ort: KIFAS, Kassel
Leitung: Walter Gerhardt / Thomas Bruinier
26. – 27. **Konferenz für Fachleiter/innen Religion/Ethik an Beruflichen Schulen in Hessen**
Leitung: Manfred Kopp / Karl Fuchs
28. – 30. **Fortbildungstagung für Religionslehrer/innen und Pfarrer/innen
an Schulen für Lernhilfe und in Integrativen Klassen**
Thema: „Selbsttätigkeit und freies Arbeiten“ -
Neue Unterrichtsformen für den Religionsunterricht
*Aus der Reformpädagogik haben sich in der Schule Unterrichtsformen durchgesetzt, die auf
der Selbstständigkeit der Schüler/innen aufbauen und das eigene Lernen fördern wollen. Sind
diese Unterrichtsformen auch für den Religionsunterricht geeignet, und wie kann man damit
arbeiten?*
*G. Heinz, Lehrer an einer Schule für Lernbehinderte in Alzey, arbeitet seit vielen Jahren auf
diese Weise in seinem Unterricht. Er wird aus seiner Arbeit berichten und Material vorstellen.*
Leitung: Anita Müller-Friese / Günter Heinz

OKTOBER 1994

03. – 07. **Fortbildungstagung für Schulseelsorger/innen**
*Diese Fortbildungstagung ist für Pfarrerinnen und Pfarrer im Gestellungsvertrag mit dem Auftrag zur
Schulseelsorge gedacht und wird von diesen geplant. Sie ist aber auch offen für Religionslehrer/innen,
die hier Erfahrungsaustausch und neue Impulse suchen.*
Informationen werden auf Wunsch zugeschickt.
Leitung: Manfred Kopp

noch OKTOBER 1994

04. – 06. **Fortbildungstagung für Religionslehrer/innen und Pfarrer/innen in der Sekundarstufe II**
Thema: „Der neue Kursstrukturplan Evangelische Religion und seine Auswirkungen auf den Religionsunterricht in der Sek. II“
Der kürzlich erschienene Kursstrukturplan Evangelische Religion für die Sek. II im Land Hessen ist Anlaß, um über das Profil der Sekundarstufe II neu nachzudenken und sich über ein schuleigenes Curriculum zu verständigen.
Leitung: Dr. Gerhard Brockmann und die AG der Schulpfarrer/innen
04. – 07. **Fortbildungstagung für Religionslehrer/innen und Pfarrer/innen in der Primarstufe**
**) HILF-Lehrgang Nr. 94/40/04/01
Thema: „Die Bergpredigt – Programm und Utopie“
Theologische, Überlieferungsgeschichtliche und ethische Ansätze in ihrer Bedeutung für unterrichtliche Konkretionen
Leitung: Gerd Eichhorn / Erhard Henkel
10. – 12. **Projektgruppe „Religionsunterricht in integrativen Klassen“ (geschlossener Kreis)**
Leitung: Anita Müller-Friese
10. – 14. **Fortbildungstagung für und Pfarrer/innen sowie Haupt- und Ehrenamtliche im Konfirmandenunterricht**
Thema: „Konfirmandinnen und Konfirmanden als Gruppe verstehen und leiten“
Leitung: Angelika Detrez
10. – 14. **Fortbildungstagung für Religionslehrer/innen und Pfarrer/innen an Beruflichen Schulen**
**) HILF-Lehrgang Nr. 94/41/40/01 in Weillburg
Thema: „Die Welt des Jona“
Arbeit an einem biblischen Text und seinen vielen Schichten – Die Frage nach dem Glauben – Konkretisierung der Rahmenpläne an Beruflichen Schulen
Leitung: Manfred Kopp / Dr. Andreas Eitz
- 31.10. **FEA-Fortbildungstagung für Pfarrer/innen**
– 04.11. Thema: „Projekte in KU und Jugendarbeit“
Projektarbeit ist eine Arbeitsform mit Gruppen, die zunehmend wichtiger wird. In diesem Kurs werden wir die einzelnen Schritte von der Idee zur Planung, von der Planung zur Durchführung, von der Durchführung zur Auswertung eines Projekts genau durchgehen und methodisch vorstellen.
Leitung: Angelika Detrez / Peter Stenger

NOVEMBER 1994

02. – 04. **Fortbildungstagung für Religionslehrer/innen und Pfarrer/innen in der Sek. I**
Thema: „Moderne Kunst im Religionsunterricht am Beispiel der ‚Bibel für junge Leute‘“
Das didaktische Potential moderner bildender Kunst wird im RU viel zu wenig wahrgenommen. Die ‚Bibel für junge Leute‘ in ihrem Wechselspiel von Text und Bild kann dazu Anregungen geben und ein Experimentierfeld sein.
Leitung: Dr. Gerhard Brockmann
04. – 05. **Fortbildungstagung für Religionslehrer/innen und Pfarrer/innen an Beruflichen Schulen**
Thema: „BRU konkret“ – Konkretisierung der Schwerpunkte im Rahmenlehrplan Evangelische Religion an Beruflichen Schulen
Die Arbeitsgruppe zur Konkretisierung von Schwerpunktthemen für den Lehrplan „Ev. RU in Beruflichen Schulen“ arbeitet unter Beteiligung von interessierten Religionslehrer/innen. Die Themen werden etwa 6 Wochen vorher bekanntgegeben.
Leitung: Manfred Kopp
07. – 11. **Fortbildungstagung für Religionslehrer/innen und Pfarrer/innen an Gesamtschulen**
**) HILF-Lehrgang Nr. 94/45/04/01
Thema: „Weisheit lernen – Weisheit leben“
Weisheit ist Wissen um die Zusammenhänge des Lebens: Menschen, Tiere, Pflanzen, Wasser, Erde, Luft ... Haben wir dieses Wissen (noch)? Und (wie) können wir es unseren Schülerinnen und Schülern weitergeben? Welche Hilfen dürfen wir von der Weisheitsliteratur der Bibel erwarten? Gibt es Weisheitslehrer/innen in der jüdisch-christlichen Tradition?
Leitung: Walter Gerhardt / Thomas Bruinier

noch NOVEMBER 1994

08. – 11. **Fortbildungstagung für Religionslehrer/innen und Pfarrer/innen an Sonderschulen**
Thema: „Viel zu wenig Zeit!“ – Zum Umgang mit Streß in der Schule
*„Die Zeit läuft mir davon!“ – „Ich brauche Zeit für mich – aber da sind so viele Anforderungen!“ –
„Wo ist bloß wieder die Zeit geblieben?“
Wenn Ihnen diese Ausrufe bekannt vorkommen, wird es Zeit, daß Sie sich Zeit nehmen! In der
Tagung wollen wir über Zeit nachdenken und meditieren, sinnvolle Umgangsweisen mit Zeit
erproben, vor allem aber: Zeit haben!*
Leitung: Anita Müller-Friese
25. – 26. **Fortbildungstagung für Religionslehrer/innen und Pfarrer/innen an Beruflichen Schulen**
Thema: Advents-Tagung: „Imaginationen“ – Unabhängig von Zeit und Raum
*Das Seminar gibt Gelegenheit, die Bedeutung menschlicher Imaginationsfähigkeit zu beden-
ken und sich gezielt in ihr zu üben.*
Leitung: Manfred Kopp / Dr. Andreas Eiltz
28. – 30. **Fortbildungstagung für Religionslehrer/innen und Pfarrer/innen – schulartübergreifend**
Thema: „Gottesbilder in mir und um mich herum“
*Jeder hat seine Gottesbilder, seien sie nun übernommen, revidiert, konkret abstrakt, immanent
oder transzendent. Ihnen wollen wir auf der Tagung für uns nachgehen, sie entdecken, gewich-
ten und bei anderen wahrnehmen. Mit systematischen Überlegungen wollen wir Einordnungen
versuchen und Kriterien erarbeiten, die uns helfen, mit unseren Schülerinnen und Schülern die
Thematik anzugehen.*
Leitung: Dr. Ernst-August Küchler / Prof. Dr. Uwe Gerber / Dr. Gerhard Brockmann
- 28.11. **Fortbildungstagung für Religionslehrer/innen und Pfarrer/innen in der Sek. I**
– 02.12. **) HILF-Lehrgang Nr. 94/48/04/01
Thema: „Konkretisierung der Rahmenrichtlinien Evangelische Religion Sekundarstufe I“
Leitung: Dr. Gerhard Brockmann / Thomas Bruinier

DEZEMBER 1994

02. – 03. **Fortbildungstagung für Religionslehrer/innen und Pfarrer/innen in der Eingangs- und Primarstufe**
Thema: „Musizieren mit Orff'schen Instrumenten“
Arrangements zu weihnachtlichen Liedern – Interpretation weihnachtlicher Texte
Leitung: Gerd Eichhorn / Ulrich Pietsch
07. – 09. **Fortbildungstagung für Religionslehrer/innen und Pfarrer/innen an Schulen für Lernhilfe und Geistigbehinderte und In Integrativen Klassen an Grundschulen**
Thema: Symbole erleben: „TÜREN“
*„Wo du eine Tür zumachst, geht eine andere auf“, so sagt es das Sprichwort. Wir wollen in der
Tagung Erfahrungen mit Türen machen und erinnern. Dabei können wir auch ‚Türen nach
innen‘ entdecken.*
Leitung: Anita Müller-Friese

Anfragen und Anmeldungen sind an das Religionspädagogische Studienzentrum der EKHN, Im Brühl 30, 61476 Kronberg/Ts., zu richten. **Anmeldebestätigungen werden nicht mehr verschickt.** Ihre Anmeldung gilt als angenommen, sofern Sie von uns keine gegenteilige Nachricht erhalten. Einige Tage vor Tagungsbeginn senden wir Ihnen in der Regel ein ausführliches Programm zu.

) Anmeldungen von **Lehrer/innen für HILF-Lehrgänge sind bitte direkt an das **Hessische Institut für Lehrerfortbildung / HILF, Rothwestener Str. 2–14, 34233 Fulda** zu richten. **Pfarrer/innen** melden sich bitte auf dem üblichen Dienstweg in Darmstadt an.

Die angegebenen Zielgruppen sollen lediglich die Orientierung erleichtern. Häufig wird es nach Anfrage möglich sein, daß am Thema interessierte Lehrer/innen und Pfarrer/innen aus anderen Schularten, Schulstufen und/oder Propsteibereichen an der jeweiligen Fortbildungstagung teilnehmen können.

Telefonnummer:	0 61 73 - 92 65 - 0
Durchwahl TAGUNGSORGANISATION:	0 61 73 - 92 65 - 135
Telefax:	0 61 73 - 92 65 - 190